Oss. ll. Schütz. p. 116.

P. O gen. 443h

Gerber

8

Novellen

von

Doro Caro.

Aug. v. Pigla.

Staatsbibliothek München

Breslau und Leipzig,
bei Wilhelm Gottlieb Korn
1795.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einer

verehrungswürdigen Freundin

gewidmet.

Erlauben Sie mir, verehrungswürdige Freundin! daſs ich es wagen darf mit dieser Kleinigkeit Ihre Bibliothek zu vermehren; ich sage: wagen darf, indem ich nur zu gut weiss, daſs Ihr feiner und ausgebildeter Geschmack nur einer kleinen Anzahl von Schriften gröſserer Meister Eingang dahinein verstattet. Gewähren Sie mir meine Bitte, so

weiſs ich nicht, ob mein Büch-
lein stolzer seyn darf, neben
Meisterwerken zu stehen, oder
von Ihrer Hand dahin gestellt
zu seyn.

Mit der vollkommensten
Hochachtung unterschreibe ich
mich

im September 1794.

Ihren ergebensten

D. C.

Vorrede.

Auf einem einsamen Dachstübchen einer ärmlichen Dichterwohnung, die jedoch vor manchem Pallaste den Vorzug der reizendsten Aussicht hat, entstanden diese Erzählungen. Ich entwarf sie, nach vollendeter Frohne um Brodt, nicht immer in der heitern Lage und Gemüthsstimmung, welche die glückliche Mut-

87

~~Oes. lit. Handschr. p. 116.~~

P. O germ. 443h

Gerber

Novellen

von

Doro Caro.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Aug. v. Platen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Breslau und Leipzig,

bei Wilhelm Gottlieb Korn

1795.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einer

verehrungswürdigen Freundin

gewidmet.

Erlauben Sie mir, verehrungswürdige Freundin! daſs ich es wagen darf mit dieser Kleinigkeit Ihre Bibliothek zu vermehren; ich sage: wagen darf, indem ich nur zu gut weiss, daſs Ihr feiner und ausgebildeter Geschmack nur einer kleinen Anzahl von Schriften gröſserer Meister Eingang dahinein verstattet. Gewähren Sie mir meine Bitte, so

weiſs ich nicht, ob mein Büch-
lein stolzer seyn darf, neben
Meisterwerken zu stehen, oder
von Ihrer Hand dahin gestellt
zu seyn.

Mit der vollkommensten
Hochachtung unterschreibe ich
mich

im September 1794.

Ihren ergebensten

D. C.

Vorrede.

Auf einem einsamen Dachstübchen einer ärmlichen Dichterwohnung, die jedoch vor manchem Pallaste den Vorzug der reizendsten Aussicht hat, entstanden diese Erzählungen. Ich entwarf sie, nach vollendeter Frohne um Brodt, nicht immer in der heitern Lage und Gemüthsstimmung, welche die glückliche Mut-

ter anziehender Geistesprodukte wird. Um so weniger konnte bey ihrer Entwerfung mein Zweck seyn, mit den befsern Novellendichtern unserer Nation um den Rang zu streiten. Ich schrieb nur für die Lesewelt, und nur für diese allein, in so fern sie blos unterhalten seyn will. Und dieses, wenn auch nicht mehr, glaube ich ihr gewähren zu können.

Mag denn mein Büchlein unter den hundert Romanen und Erzählungen auch mit fortlaufen. Es soll nach keinem andern Glücke geizen,

als dem, welches ein jedes andere sei-
ner Gattung erfährt: gelesen zu wer-
den, während dem Lesen zu unter-
halten, und dann in Vergessenheit
zu gerathen. Wenn ich meiner
Überzeugung trauen darf, dafs es
weder die Sittlichkeit noch den gu-
ten Geschmack zu verletzen, wenn
auch gleich beydes gegenseitig nicht
zu befördern vermag: so darf ich
mir eben kein Gewissen machen, es
mit dem Strome gleichartiger Bü-
cher fortschwimmen zu lassen.

Gefallen diese Novellen, das
heifst, finden sie Abgang und der

Verleger seine Rechnung: so erscheint in jeder Messe ein Bändchen, bey dessen Abfassung ich die Warnungen einer ohne Animosität geschriebenen Critik sorgfältig benuzzen werde.

A — n.

im September 1794.

Doro Caro.

Inhalt.

Seite.

Der Franzose in Bagdad 1

Die Reise nach Spanien 17

Wahrnehmung am Morgen 163

Inhalt.

Seite.

Der Franzose in Bagdad — 1

Die Reise nach Spanien — 17

Wahrnehmung am Morgen — 165

I.

Der Franzose in Bagdad.

I.

Der Pascha in Bagdad.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Der Franzose in Bagdad.

In Bagdad lebte ein Franzose, der seine väterlichen Fluren verlassen hatte, um im Morgenlande sich mit dem Glücke wieder auszusöhnen, das dort ihm nicht günstig gewesen war. Es schien auch, als wenn das Klima und der Boden hier seinen Umständen geneigter wären, als in Frankreich. Vielleicht mochte auch sein gerader Bau, seine dunkelblauen rollenden Augen, die oft einen liebenswürdigen Avantürier anzeigen, der alles wagt, wenn er nichts zu verlieren hat; vielleicht mochte dies ihm in den Herzen der nicht zu strengen ortho-

doxen Morgenländerinnen einen gewissen Werth erworben haben, der ihm Eintritt in manches Haus und Einquartirung für seine Börse verschaffte. Dem sei wie ihm wolle, er lebte hier zufrieden, und lachte im Herzen über die Thorheit seiner Brüder in Frankreich, die lieber alles, als ihr theures Vaterland, verlassen.

Seine unbesorgte, den Franzosen so eigne Miene, sein hübsches offnes Gesicht hatte ihm unter vielen andern Bekanntschaften, auch das Zutrauen eines Goldkrämers erworben, der ehemals mit christlichen Nationen vielen Handel getrieben, und wohl itzt noch, da er sie nie gehaßt hatte, mit einem aus ihrem Geschlechte umgehen mochte. Deswegen erlaubte er dem Franzosen freien Zutritt in sein Haus; er mochte kommen wie oft, und bleiben wie lang er wollte, so war er ihm doch immer angenehm. Der Franzose nahm diese Gelegenheit wahr, und wußte durch tausend Schmeicheleien sich so in der Liebe des

Goldkrämers zu erhalten, dafs dem alten Muselmann oftmals heimlich der Gedanke aufstieg: „wär's nicht ein Christ, vielleicht dafs ich ihn zu meinem Schwiegersohn erwählte."

So scrupulös dachte seine Tochter Fatme nicht. Sie hatte den jungen Christen um sich, und liebte ihn, ehe sie es selbst alndete. Ein gleiches Schicksal erfuhr der Franzose, dem der oft wiederholte Anblick Fatmens gleiche Liebe einflöfste. Das Mädchen war keine von jenen blendenden Schönheiten, welche die Fürsten des Morgenlandes so oft mit Tausenden erkaufen; aber ein sanftes Geschöpf, das in seinen Mienen einen gewissen Zug hatte, der so gern gefällt und so sehr fesselt.

Unternehmend, wie die Franzosen es sind, wagte der Fremdling es, dem Mädchen seine Liebe zu gestehen, Treu ihrem Geschlecht nahm sie erst alle Ziererein an, und dann erst belohnte sie seine Liebe ihm reichlich. Täglich wuchs diese Flam-

me, die beide so sorgsam nährten, aber auch täglich wuchs die Unmöglichkeit, sich heirathen zu können.

Wer wagt, der gewinnt, dachte der Franzose, und trug dem Mädchen heimliche Flucht nach Frankreich an. Fatme, die einmal zu weit gegangen war, wurde auch hier von ihrer heftigen Liebe verführt, und willigte ein. Die Flucht ward verabredet, und der Franzose erhielt hinlängliches Geld, das Nöthige zu veranstalten. Nahe am Ziel bat plötzlich Fatme, die Reise noch einige Tage aufzuschieben. Die Ursache davon war folgende. Fatme konnte, so sehr sie von der heftigen Liebe des Franzosen überzeugt war, sich doch des Gedankens nicht erwehren: „wird er dir immer das seyn, was er dir itzt ist? immer mit solcher Treue an dir hängen? Wie, wenn er in einem fernen Lande dein vergässe, und du um seinet willen Religion, Vaterland und Vater verlassen hättest, wie dann?" Diese Zweifel empörten heftig

ihre Brust, bis sie endlich dem Rath eines weisen Mannes sich zu unterwerfen beschloſs. Dies war der Bruder ihrer verstorbnen Mutter, der sonst in einem unwegsamen Gebirge lebte, itzt aber eben in der Stadt war. Er hatte der geheimen Magie sich ergeben, und seine Kunst ward weit umher in Arabien und Persien geschätzt und gefürchtet.

Ihm entdeckte sich Fatme, wohl bewust, daſs ihres Ohms heiſse Liebe zu ihr ihren Fehltritt, wenn nicht billigen, so doch zu verbessern suchen würde. Hohen Ernstes runzelt' er seine Stirn, gebot der Fatme dann tiefes Stillschweigen, zog einen Kreis um sich, murmelte einige Worte, hob dann seine Zauberzeremonie auf, und — Fatme gieng beruhigt von ihm weg.

In demselben Augenblick kehrte in der Kirvanserai, wo der Franzose wohnte, ein türkischer Soldat von der Garde des Califen ein, und brachte ihm den Befehl, augenblicklich bei Hofe zu erscheinen. Der

Franzose erschrack heftig; denn ihn peinigte die Furcht, irgend wodurch seinen Hals verwürkt zu haben, doch mufste er fort, und erschien in dem geheimsten Gemach des Fürsten. Aber um wie vielmehr erstaunte er itzt, da er den Califen auf sich zukommen sahe, und ihn liebreich also reden hörte: „Fremdling, man hat mir deine „Kenntnisse und dein gutes Herz sehr ge„rühmt. Ich bin entschlossen, dich zu be„glücken. Eine Meile von hier hat eine „Kolonie Christen sich niedergelassen, die „unbebautes Land urbar gemacht hat. Dich „habe ich zu ihrem Regenten bestimmt, „und übergebe dir hiemit das Recht über „Leben und Tod in dieser Kolonie. Heute „noch sollst du in königlichem Prunk da„hin abgeführt werden, und ich selbst will „dich hinbegleiten. Dein Pallast ist schon „fertig, und alles bereit, dich gebührend zu „empfangen."

Der Franzose stand halb sinnlos da und konnte kein Wort sprechen. Der Calife er-

götzte sich an seiner Verwirrung, und redete ihn dann so gütig an, dafs er endlich sich von seinem Taumel erholte. Zwar trauete er seinem Glücke noch nicht, doch schien es auf alle Weise ihm räthlich, sich zu bedanken. Er strömte diesen Dank in reichlichen Worten hin; aber der Calife, der schon alles zur Reise veranstaltet hatte, führte ihn bei der Hand zum prächtigen Tragesessel hin, der nach der neuen Kolonie ihn bringen sollte.

Die Reiseanstalten waren grofs und kostbar. Lautes Getümmel des Volks und ein immerwährender jauchzender Zuruf. Der Franzose war viel zu erstaunt, als dafs er alles einzeln wahrnehmen und fassen sollte. Endlich kamen sie an. Welch ein neues Schauspiel! Eine Menge zierlich gebauter neuer Häuser umzingelte in verschiedenen Strafsen einen hohen und prächtigen Pallast, der zu der Wohnung des neuen Regenten bestimmt war. Kaum traten sie auf die Schwelle desselben, als der laute Jubel

der Kolonisten ihrem Herrscher huldigte. Im Innern des Pallastes vereinigte sich alles in reichlich verschwendeter Pracht, was die Sinne nur kützeln, und der üppige weichliche Morgenländzr nur zu erfinden vermochte. Itzt führte der Calife den Franzosen in das für ihn bestimmte Schlafgemach, wo die prächtigsten Kleider in Menge lagen, und Sklaven aller Art bereit standen, ihn rein und schicklich zu kleiden.

Noch schien dem Franzosen alles ein Traumbild zu seyn, aber bald überzeugte ihn sein Magen, den er mit den köstlichsten Speisen sättigte, von der Wirklichkeit der Veränderung seines Ichs. Die Tafel war kaiserlich servirt. Eine Anzahl der Vornehmsten aus der Kolonie war mit zu derselben gelassen, und diese schienen durch ein äufserst demüthiges Betragen die Liebe ihres Herrn sich im Voraus zu verdienen. Nach aufgehobener Mittagstafel führte der Calife den vergötterten Franzosen in einen der schönsten Gärten, in dem Natur und

Kunst wetteifernd prangten. Alle Einwohner der Kolonie waren in diesen Garten gelassen, um des Anschauens ihres neuen Beherrschers gewürdigt zu werden. Noch wufste der Franzose nicht, was er bei den tausend Bücklingen seiner Unterthanen für ein Air sich geben sollte, und daher kam es, dafs er aus lauter Höflichkeit sich fast immer tiefer bückte, als sie selbst.

Nun schlug der Calife eine Promenade in den Gassen der neuen Stadt vor, um auch diese und die zierlich gebaute christliche Kirche in Augenschein zu nehmen. Der Gedanke, sich Herr von allen diesen Kostbarkeiten zu sehen, berauschte die Seele des Franzosen; auch lernte er bald in seinen neuen Stand sich schicken, und fing an zu fühlen, was er sey.

Man kehrte in den Saal des Pallastes zurück, um das Auge an immer neuen Schönheiten zu laben. Verschiedene Schauspiele waren hier angestellt, deren jedes immer Bezug auf den neuen Regenten hat-

te. Unter tausend solchen Vergnügungen verstrich der Tag, und der Abend brachte wieder neue Ergötzungen mit. Auf einen Posaunenschall, der von der Zinne des Pallastes herabgestofsen wurde, erleuchtete sich mit einem male die ganze Stadt, und rund um das königliche Gebäude erhob sich die prächtigste Musik. Dann lud man zum Abendessen, das prächtiger als die Mittagstafel war. Jeder Leckerbissen, den beide Indien erzeugen, war hier aufgetischt, jeder Wein, nur für den Gaumen der Grofsen gepflanzt, blinkte gleich Gold in prächtigen Pokalen. Alles, alles athmete Pracht, Verschwendung, Ueppigkeit. Gierig sogen des Franzosen Blicke alles ein, und mit selbst gefälligem Lächeln bemerkte es der Calif.

„Halt," rief dieser, als die Tafel beendigt war, „bald hätte ich etwas vergessen." Er sprachs, klatschte in die Hände, und plötzlich öffneten sich zwei Flügelthüren und dreifsig der schön gebildetesten Mädchen traten hervor. „Hier," sprach der

Calife, „wähle dir eine, die einem glühen-
Kusse geschaffen zu seyn scheint.“ Stau-
nend schaute der Franzose die Mädchen an,
deren eines immer schöner als das andere
war. Schon von Mutter Natur zum Mei-
sterstück ohne Tadel geschaffen, erhöhte
noch des reichsten Putzes Kunst ihre Gra-
zie. Goldgestickte Gewänder, mit brillien-
den Steinen besetzt, umflossen den bezau-
bernden Wuchs dieser Huldinnen, und lan-
ge stand der Regent unschlüfsig da, als er,
o Allah! lafs ihn verblinden! als er am
Ende Fatmen erblickte. Ganz ohne
Schmuck im nachläfsigsten Gewand, mit ei-
ner mehr als alltäglichen Miene stand sie
da und harrte seiner Wahl. Tausend Ge-
danken wirbelten itzt in dem Gehirn des
Franzosen; doch endlich ermannte er sich
plötzlich, und sein goldgewebtes Schnupf-
tuch flog der schönsten Circasserin zu, ohne
die betrogne Fatme weiter eines Blickes
zu würdigen. Die Thörin, warum machte
sie auch, sie eine Krämerstochter, Ansprüche

auf einen Herrn von Millionen, und warum hatte sie auch eben itzt so wenig Anziehendes in ihren Mienen, wodurch sie den Glanz der Circasserin hätte verdunkeln können.

Genug, der Franzose wählte die Circasserin, und die übrigen entfernten sich auf den Wink des Sultans. Itzt hatte der neue Beherrsher für nichts mehr Auge, als für seine Schöne. Der Calife merkte dieses, führte sie lächelnd in ihr Schlafzimmer, und liefs sie nach einem zweideutigen Compliment allein.

Himmel, was für Gefühle durchkreuzten itzt die Brust des Franzosen! Zitternd vor Begierde nach dem Genufs geahneter Freuden stand er da, und küfste mit glühenden Lippen seine bezaubernde Schöne. Schon hatten beide ihre nächtlichen Gewänder angethan; schon nahte der Franzose sich, den Gürtel seiner Circasserin zu lösen, als plötzlich, o der traurigen Wandelung! die Circasserin, der Pallast, die Kolonie vor

seinen Augen verschwand, und er sich in seinem alten abgetragenen Frak, seinem kleinen französischen Hütchen, und einen Wanderstab in der Hand, mitten in einem Waldwege befand.

Eben wollte er dem höchsten Erstaunen in seinem Herzen Raum geben, als ein alter Mann mit einem ellenlangen weissen Barte vor ihm stand, und ihn so anredete: „Thörigster der Menschen! büfse itzt die Schuld deiner Untreue, die du in einem durch Zauber erzeugten Schattenbilde gegen Fatmen begiengst. Du wirst sie nimmer wiedersehen; sey weiser in deinem künftigen Leben, und mäfsige dich im Taumel des Glückes."

Der Zauberer verschwand, der Franzose knirschte mit den Zähnen. Die Moral hättest du dir ersparen können, alter Mann, sprach er, und eilte fort.

Er untersuchte itzt den Zustand seiner Casse, und da er noch einige Groschen fand, so kehrte er in der nächsten Kirvan-

serai ein, wo der neue Beherrscher einer grofsen Kolonie auf einem ärmlichen Strohlager unter Kameltreibern seinen Kummer verschlief.

II. Die

II.

Die Reise nach Spanien.

II.

Die Reise nach Spanien.

Die Reise nach Spanien.

Ich lebe einsam in dem geräuschvollen Paris, und frei wie ein Vogel unter einer despotischen Regierung Meine Lebensart ist sonderbar, wenn man sie nach der der andern Menschen beurtheilt, und weise, wenn man auf die Zufriedenheit sieht, die sie mir gewährt. Ein Dachstübchen freilich beherbergt nur meine Wenigkeit; aber vor meinen Fenstern öffnet sich eine Aussicht, die mahlerischer so leicht keine Gegend von Frankreich aufweisen kann. Auf meinem Tisch dampft Mittags nur ein Gericht, und blinkt nur wohlfeiler Landwein; aber beides ist ehrlich bezahlt, und nicht mit tiefen Bücklingen und speichellecken-

den Handküssen erkauft. In Gottes freier Welt begleitet mich nur mein treuer Stecken; aber dafür nagt auch kein heuchelnder Freund an der Ruhe meines Herzens, der mit seinem Munde nur wörtlich wiedergiebt, was er mit seinen Handlungen thätig raubt. Durch meine Adern strömt eine Gesundheit, die das ganze Glück meines Lebens ausmacht, und mich offen und froh jedes Blümchen aufpflücken läfst, das auf meinem Pilgerpfade nicht selten für mich blüht.

Und was dieses Glück um vieles reizender macht, ist der Umstand, dafs ich durch keine grofse Leiden in dasselbe eingeführt bin; bleiches Elend und Kummer haben mich für den Genufs des Lebens nicht abgestumpft, und drückende Nahrungssorgen mich nie zu erniedrigenden Handlungen verleitet. Ich habe die Welt zwar kennen gelernt, aber selten von ihrer abschreckenden Seite, daher sich auch keine schwarzen Bilder meiner Phantasie eingeprägt haben.

Blumig waren bisher die Pfade meines Lebens, und heiter und leicht hüpfte ich auf ihnen zu der Stelle hin, auf der ich mich itzt befinde.

Meine Lebensgeschichte bis auf die Anekdote, die ich itzt erzählen will, ist einfach, und entspricht ganz dem obigen Gemählde. Ich ward von einer Mutter erzogen, die auch selbst da noch, als ich schon in die Jahre des reifern Jünglings trat, jung und unaussprechlich schön war. Ihrem Aeufsern entsprach ihr Charakter, der ganz das Gepräge jener sanften Weiblichkeit hatte, die selbst das Glück eines Mannes von Prätension zu machen im Stande ist. Und doch verlebte sie ihre schönsten Jahre in stiller Eingezogenheit. Ihr Mann, mein Vater, war nach ihren Berichten in meiner frühesten Jugend nach Westindien gezogen, und nie zurückgekehrt. Sein hinterlassenes Vermögen machte es uns indessen möglich, anständig zu leben. Unsre häusliche Einrichtung war nicht kostbar, aber elegant;

nicht verschwenderisch, aber hinreichend für schon verfeinerte Bedürfnisse. In dieser einsamen Lage, in der meine Mutter lebte, machte das Glück ihrer Tage mein Dasein, und ihre Beschäftigung meine Erziehung aus.

Die Art, wie diese auf mich wirkte, entsprach ihren heifsesten Wünschen. Ich ward ein folgsames Kind, voll herzlicher Liebe gegen meine Mutter, ehrlich, heiter und offen, wie ich es noch bin. Meine Jugendjahre verflossen, ohne weder bedeutende noch unangenehme Vorfälle mit sich zu führen. Ich verliefs die Schule mit nützlichen Kenntnissen bereichert, und bezog die Akademie. Als ich auch da meine Laufbahn vollendet hatte, schickte meine Mutter mich auf Reisen, und ich besuchte einen Theil des nördlichen Deutschlands, Holland und Engeland. Hier ward ich es recht eigentlich gewahr, dafs meine Mutter in vielen Jahren für mich gespart haben müsse; denn zu folge meinen Wechseln

konnte ich einen Aufwand machen, der die Kräfte eines Particuliers zu übersteigen schien.

Aber alle diese Epochen gleiteten sanft vorüber ohne sonderliche Merkwürdigkeiten, bis sich in den letzten Tagen meines Aufenthaltes in London eine Begebenheit eräugnete, die mich zum erstenmale die Laune des Schicksals ein wenig erfahren liefs. Seit einigen Briefen hatte meine Mutter auf meine Zurückkunft mit einer gewissen Aengstlichkeit gedrungen, die mich befremdete. Fast immer schlofs sie ihre Briefe mit der Erinnerung, dafs meine Gegenwart sie vor manchen unangenehmen Vorfällen sichern werde, ohne jedoch sich bestimmter zu erklären. Ich entschlofs mich also, ohne Verzug in mein Vaterland zurückzukehren.

Den Abend vor meiner Abreise schlenderte ich sorglos gegen Mitternacht aus einer Taverne in mein Quartier. Ehe ich indessen dasselbe erreichte, fühlte ich einen

Dolchstofs in meinen Schultern, und sank ohnmächtig zu Boden.

Als ich erwachte, befand ich mich in einem fremden Zimmer unter den Händen eines Wundarztes. Man erzählte mir, der Wirth des Hauses habe mich auf der Strafse gefunden, und da er noch eine Spur von Leben in mir bemerkt, in seine Wohnung tragen lassen. Zu so vortreflichen Leuten gekommen zu seyn, wie ich es wirklich war, mufste ich unter meinen Umständen für das gröfste Glück halten. Durch ihre Sorgfalt, durch die Kunst des Arztes, und vorzüglich durch meine gute Natur gerieth ich bald aufser alle Gefahr, und nach sechs Wochen sah ich mich völlig wieder hergestellt.

Oft hatte mich in meiner Krankheit die Unbegreiflichkeit dieses Vorfalls beschäftigt, aber nie befriedigte mich das Resultat meiner Untersuchungen. Wer kann mein Mörder sein, und warum? so fragte ich mich oft, aber was sollte ich mir antworten. Ich

war mir bewufst, keinen einzigen Menschen in ganz London beleidigt zu haben, im Gegentheil hatte ich alles, was mich kannte, mir zu Freunden gemacht. Man liebte mich, wo ich Umgang hatte, und erkundigte sich dringend nach mir, wenn ich ein paar Tage ausgeblieben war. Was konnte also jenen Bösewicht gegen mich aufbringen? Ein Mörder, der mich hätte berauben wollen, konnte es nicht seyn; denn von meinen wenigen Prätiosen war mir nichts genommen worden. Es blieb mir also unbegreiflich; ich fing an zu glauben, dafs man in der Person sich geirrt haben müsse, und schlug mir die Sache aus dem Sinn. Ob ich recht urtheilte, wird die Folge lehren.

Das aber konnte ich mir weniger aus dem Sinn schlagen, dafs ich während meiner ganzen Krankheit keinen Brief von meiner Mutter erhalten hatte. Verglich ich diesen Umstand mit den Aeufserungen ihrer letzten Briefe: so ward mir brühend heifs,

und ich ahndete die traurigsten Vorfälle. Nichts in der Welt konnte daher mich länger in London zurückhalten, als mein Arzt mir endlich die Abreise erlaubte. Ich nahm von meinen Freunden Abschied, und eilte mit möglichster Schnelle nach Paris.

Der Wagen hielt vor dem Hause meiner Mutter, aber kein Fenster öffnete sich. Das stiefs mir aufs Herz. Ich eilte die Treppe hinauf zum Vorzimmer meiner Mutter, und — fand die Thüre gerichtlich versiegelt. Sie ist todt, schrie ich auf, und sank von Schmerz übertäubt mit dem Kopf auf das Treppengeländer. Indem klopfte mir etwas sanft auf die Schulter; ich blicke mich um, und sehe den Besitzer des Hauses, in dem meine Mutter wohnte. Ist sie todt — sagte ich, und sank ihm schluchzend in seine Arme. Beruhigen sie sich, erwiederte er, und kommen sie auf mein Zimmer, ich werde ihnen entdecken, was ich weifs. Ich folgte ihm, und erfuhr diese Nachrichten.

„Ohngefähr vor acht Wochen," hub mein Wirth an, „fuhr um die Mittagsstunde ein Reisewagen vor die Thür, und drei Männer liessen sich bei ihrer Mutter melden. Sie wurden angenommen und hinter ihnen die Thüre abgeschlossen. Ich achtete anfänglich nicht darauf, aber in die Länge ward es mir befremdend, dafs eine solche Todtenstille in den Zimmern ihrer Mutter war, und niemand aus- oder eingieng. Endlich, als es Abend zu werden anfing, ging die Thüre auf, und ihre Mutter trat in Reisekleidern nebst ihren Begleitern heraus. Sie schien geweint zu haben. Leben sie wohl, sprach sie mit erstickter Stimme, indem sie zu mir sich wandte, ich verlasse diese Gegend für immer. Was ich ihnen etwa noch schuldig bin, wird mein Sohn ihnen einhändigen, der nächstens eintreffen mufs. Nehmen sie diese Schenkungs-Urkunde, worin ich meinem Sohne mein sämtliches Vermögen abtrete, produciren sie es bei den Gerichten, und lassen

sie meine Haabe versiegeln, bis mein Sohn ankommt. — Bei diesen Worten drückte sie mir die Hand, eilte mit ihren Begleitern in den Wagen, und er verschwand. Was ihre Mutter verlangte, ist geschehen; aber das ist auch alles, was ich weifs, und ihnen berichten kann."

So endigte mein Wirth, und liefs mich durch seine Erzählung in gröfserer Unruhe und Betrübnifs, als ich vorher gewesen war. Begierig verlangte ich itzt die Schenkungs-Urkunde meiner Mutter. Er holte mir aus einem Schrank die gerichtlich contrasignirte Copie derselben; denn das Original war dort niedergelegt worden. Der Inhalt dieser Schrift war folgender:

„Freiwillig, mein Sohn! und ganz ungezwungen trenne ich mich auf immer von dir. Die Ursachen dieser Trennung müssen dir ewig unbekannt bleiben, so wie der Ort, wohin ich mich begebe, mein Leben in Einsamkeit zu beschliefsen, und manches in der Stille zu bereuen, was ich dir nie

sagen konnte, und nie sagen mochte. Ich hinterlasse dir nichts als mein Mobiliarvermögen und das etwanige Geld, was du vorfinden möchtest; aber hierüber setze ich dich zum uneingeschränkten Besitzer, und entsage förmlich allen Ansprüchen auf dieselben. Eigentliches Vermögen habe ich nie besessen; ich ward von unbekannten Wohlthätern unterhalten. Nimm das wenige, was ich dir hinterlasse, dein gröfster Schatz sind die Kenntnisse, die ich dir zu verschaffen nichts gespart habe. Vielleicht dafs du auch das Glück hast, deinen Vater noch einmal zu erfahren. Uebrigens forsche nicht nach meinem Aufenthalte; ich gehe aus dem Königreiche weg. Lebe wohl, der Segen deiner Mutter bleibe bei dir." — In einer angehängten Note hatte meine Mutter ihr Vermögen den Gerichten abgetreten, und es unter die Armen zu vertheilen befohlen, falls ich mich nach dem Besitze desselben in Jahresfrist nicht melden sollte.

Ich übergehe itzt alle die traurigen Eindrücke, welche die ganze Begebenheit auf mich machen mufste, und erzähle blos den Ertolg. Ich legitimirte mich bei den Gerichten als rechtmäfsigen Erben meiner Mutter, und als man meine Ansprüche für gültig erkannt hatte, ward ich mündig erklärt, und die gerichtlichen Siegel gelöst. Eilig stürzte ich in die Zimmer meiner Mutter, und durchsuchte begierig ihr Bureau, in Hoffnung, irgend etwas zu finden, das über die ganze Sache mir Aufschlufs geben könnte. Mir fiel auch wirklich bald ein grofses Convolut in die Augen mit der Ueberschrift: Papiere für meinen Sohn, falls ich eines plötzlichen Todes sterben sollte. Hastig griff ich darnach, und griff — ein leeres Couvert. Die Siegel waren, und wie es schien, mit einer gewissen Heftigkeit, abgerissen, und die Papiere nirgends zu finden.

Das schien mir doch wenigstens einen wichtigen Aufschlufs über den Punkt zu

geben, ob meine Mutter freiwillig Paris verlassen habe. Wenigstens lag meines Dafürhaltens in der Wegnahme jener Papiere ein Grund dagegen.

Als sich der Sturm in meinem Innern gelegt hatte, so drängte sich bald die wichtige Frage in mir auf: was nun anzufangen? Einigemale schien es mir nothwendig zu seyn, alles zu verkaufen, und meine Mutter, wo sie auch seyn möge, aufsuchen zu müssen. Aber wie bald mufste dieser Vorsatz verschwinden, wenn ich an jene Versicherungen meiner Mutter, an die Gröfse der Welt aufserhalb Frankreich, und an den wahrscheinlich geringen Betrag meines ganzen Vermögens dachte. Jener aufwallende Entschlufs machte also bald einem reifern Plane Platz, diesem nehmlich, das Mobiliarvermögen meiner Mutter zu Gelde zu machen, und dann eingeschränkt zu leben, bis irgend ein Amt meine Lage verbessern würde. — Es geschah, ich liefs mein Erbtheil durch öffentlichen Ausruf

versteigern, und erhielt dadurch an baarem Gelde nach Abzug aller Kosten und ausstehender Schulden ungefähr 3000 Livres. Ich hatte mir schon ein Dachstübchen mit einer herrlichen Aussicht gemiethet, aber noch nicht bezogen, als meine Lage sich in etwas änderte.

Eben wie ich für immer, mit Thränen in den Augen, aus dem Hause treten wollte, in dem ich geboren und von einer unvergeſslichen Mutter erzogen worden war, tritt ein etwas ältlicher Mann, von einer Gerichtsperson, die ich an ihrem Aufzuge als solche erkannte, begleitet, auf mich zu, und verlangt mich zu sprechen. Ich gehe mit ihm in das Zimmer zurück, und hier eröffnet er mir folgendes:

„Ich bin von einer Gesellschaft gesandt, die ihre Mutter bisher unterhielt. Sie hat sich, wie sie wissen, der Welt entzogen, aber lebt noch in dem Andenken ihrer Wohlthäter. Diese wollen auch sie nicht verlassen; aber Absichten bestimmen sie,

den

den ihnen zugedachten Unterhalt mit einem Geschenk zu beendigen. Ich habe den Auftrag, ihnen 30000 Livres einzuhändigen, für welche sie gegenwärtigem Notarius einen Schein des richtigen Empfangs zustellen. Wollen sie, so finden sie in ihm einen ehrlichen Mann, der ihnen das Geld sicher unterzubringen helfen wird. Zu vier Procent wirft die Summe jährlich 840 Livres Zinsen; es ist nicht viel, aber was noch fehlt, um anständig zu leben, kann die Arbeit ihres Kopfes ersetzen. Weigern sie sich nicht, die Summe anzunehmen; ihre Weigerung höhnt die Vorsorge einer guten Mutter, die sie so gerne glücklich wissen will." — Der Mann sprach dies mit Wärme und Rührung, ich ergriff eine Feder, und unterschrieb die Quittung zitternd. Der Unbekannte drückte mir sanft die Hand, und verliefs mich. Der Notarius blieb bei mir.

Ich ging die Stube auf und nieder, und weinte still. Die ganze Sache war mir zu

unbegreiflich und unerwartet, und das Andenken an meine vortrefliche Mutter zu sehr rege gemacht,, um meine Empfindungen unterdrücken zu können. Der Notarius unterbrach mich. „Trösten sie sich, junger Mann!" sprach er, „und nehmen sie der Mittel zu ihrem Glücke wahr, die gute Menschen ihnen anbieten. Wir wollen itzt auf die beste Art denken, das Geld gut unterzubringen."

Sein Zureden zerstreute mich, und seine Vorschläge und Gemählde künftigen Glükkes heiterten mich allmälig auf. Ich fand Geschmack an seiner Unterhaltung, und tiefe Ehrlichkeit bei seinen Rathschlägen. Das Geld, zu dem ich noch jene 3000 Livres schlug, ward auf Ländereien gethan, und, wie man mir schmeichelte, sehr vortheilhaft. Der Erfolg bewies es auch, dafs mein Notarius ehrlich gehandelt hatte.

Indefs änderte ich meinen ehemaligen Plan ab. Ich entschlofs mich, aus Liebe zur Unabhängigkeit, um kein Amt mich zu

bewerben, eingezogen zu leben, und wo meine Interessen nicht ausreichen wollten, durch gelegentliche Arbeiten mir auszuhelfen. Zu dem Ende suchte ich Bekanntschaften mit Buchhändlern und Schauspielern. Jenen machte ich Kritiken, diesen Pro- und Epiloge. Ich kam bald in einigen Ruf, und da meine Gedichte vielleicht mehr als mittelmäfsig waren, so erhielt ich so viel Bestellungen, dafs ich endlich mehr verdiente, als ich nach meinem einmal gemachten Plan bedurfte, und nun von Zeit zu Zeit baares Geld zurücklegen konnte. Uebrigens wohnte ich auf meinem Dachstübchen.

Wenn aber nun mein zurückgelegtes Geld zu einer kleinen Summe angewachsen war, so befriedigte ich dadurch eine Neigung meines Herzens, die ich mein ganzes Leben hindurch befriedigen zu können gewünscht hatte. Ich ergriff meinen Stecken, und durchwanderte einen Theil der Provinzen Frankreichs zu Fufs, so lange, bis die

Abnahme meines Geldes mich zur Rückkehr nöthigte; dann fing ich meine alte Lebensart von neuem an, und sparte für eine neue Reise.

Vier Jahre hatte ich auf diese Art durchlebt, und drei Reisen gethan. Nach Ablauf dieser Zeit rüstete ich mich gegen den Frühling zu einer neuen Wanderschaft, die diesmal nach Lion gehen sollte. Die Freigebigkeit eines englischen Lords, für den ich einige Wochen gearbeitet hatte, setzte mich in den Stand, das Ziel meiner Reise weiter hinauszustecken, wie gewöhnlich, und ich entschloss mich, erst mit dem sinkenden Sommer in meine Heimath zu kehren.

Die sonderbaren Begebenheiten auf dieser Reise zu erzählen, ist eigentlich mein Zweck; aber um alles besser verstehen zu können, musste ich jene Nachrichten vorausschicken.

Es war ein heiterer Frühlingstag, als ich, mit dem Nöthigen versehen, nach meinem Stabe griff, mich noch einmal in meinem traulichen Zimmer umsah, und dann es verliefs. Ich lief mehr durch Paris, als ich ging, so sehr war mir itzt diese Stadt mit allen ihren Reizen gleichgültig, und so sehr strebte ich ins Freie nach völliger Unabhängigkeit und Befriedigung meiner Launen. Ich schlug meinen Weg nach Versailles, um, wie mein Verstand mich überredete, es mit Muſse zu besehen; aber mein Herz hatte satt an allen den Königspallästen, Despotenpomp, Drathpuppen und schimmerndem Elende. Hang nach Freudengenuſs, den nur die reine Natur und prunklose ungekünstelte Menschen gewähren, zog mich aufs platte Land; ein Hang, der durch frühern Genuſs nicht befriedigt, sondern vielmehr um desto stärker aufgereizt war. Nur eine Nacht blieb ich daher in Versailles, und das Morgenroth des folgenden Tages begrüſste mich schon auf

der Landstrafse. — O wie wohl war mir, dafs ich Gottes freie Natur vor mir hatte. Mein Herz wurde leicht, immer leichter, je weiter sich die stolzen Thürme der Residenz und ihre sie umhüllende Gärten hinter mir zurückzogen. Ach, je mehr ihre Pracht mein Auge geblendet hatte, um desto mehr hatten sich auch gewisse Ideen in meine Seele geschlichen, die nur die Entfernung jenes Ortes und der Anblick einer üppigen, höchst reizenden Gegend wieder verdrängten.

Gegen Mittag kehrte ich in ein Dorf ein; hier aber mahnte mich alles noch zu sehr an die Nähe der Residenz, als dafs es mir gefallen sollte. Die Landleute, an den häufigen Umgang mit den Städtern gewöhnt, entfernten sich durch ihren Ton und Sitten noch zu sehr von jener Einfalt, die den Dorfbewohner im mittleren und südlichen Frankreich so unaussprechlich liebenswürdig macht. Auch hier war meines Bleibens nicht lange, ich eilte weiter.

Ich verliefs itzt die grofse Heerstrafse, die nach Orleans führt, und wählte die nach Nemours. Immer noch fand ich nicht, was ich suchte, jene harmlose Heiterkeit und unschuldige Naivetät, die mich unter den Bewohnern des platten Landes weit lieber aufhalten lassen, als unter den fein cultivirtesten Städtern, wo der Hang nach Vergnügen so oft auf Kosten der Tugend und des Glücks niederer Stände raffinirt. Hinter Nemours endlich schwand allmälig der Anstrich, mit dem die Königsstadt der Franzosen ihre um sie wohnende Landleute colorirt, in ihre eigentliche Farbe über, die Natur und Lebensart diesen so glücklichen Menschen giebt.

Die Sonne stand schon niedrig am Himmel, als ich den zweiten Tag, nachdem ich Nemours verlassen hatte, ein Dorf noch erreichen wollte, zu dem ein ehrlicher Bauer mir einen kürzeren Fufssteig gezeigt hatte. Mehr hatte mich bisher noch keine Gegend entzückt, als diese. Der Fufssteig

schlängelte sich an einem kleinen Bache hin, der zu meiner Rechten in einer kleinen Vertiefung sich durch ein etwas schroffes Ufer hinwand. An der linken Seite des Weges lief ein Gebüsche fort, das oft über meinem Haupte gegen den Bach sich neigte, und also eine Laube über mir bildete. Ihre hochdunkeln Blätter erhielten von der untergehenden Sonne eine lebhaftere Farbe, die mit dem schwarzen Schatten der tiefliegenden angenehm wechselte. Jenseit des Bachs zog sich eine blumigte Wiese, wo schon der Thau an Bäumen und Blüthen hing, und von der Sonne noch einige matte Strahlen einsog. Hinter mir wölbten sich Rebenhügel, durch die ich gekommen war, und die nun schon in matte Dämmerung sich gehüllt hatten. — O wie lebhaft fühlte ich itzt das Glück, hier als freier Weltbürger, unabhängig von jedermann, wandern und die Schönheiten der Natur ungestört bis zur Sättigung einsaugen zu können. — Das that ich dann auch reichlich, und ver-

lor mich so sehr in den Genufs der Gegenwart, dafs ich auf das angenehmste überrascht wurde, als der Weg sich plötzlich nach der linken Hand warf, und in das schon vor mir liegende Dorf hineinlief.

Dies war mir eins der reizendsten, das ich bisher sah, und es bedurfte nur eines Augenblicks, um meinen Entschlufs, hier einige Tage mich aufzuhalten, in mir fest zu machen. Der Bach schlängelte sich durch das reinliche Dorf, und an beiden Seiten desselben lagen zierlich gebaute Häuser der Landleute, von Obsgärten umschlossen. Hohe Linden umschatteten in der Mitte des Dorfes den Kirchhof, aus dem sich eine neue, aber prunklose Kirche und das angenehm gelegene Pfarrhaus erhob. Von ihm führte eine Weidenallee zum Rittersitze, der das gegenseitige Ende des Dorfs begränzte. Wenn gleich der erste Anblick der Bauerhütten, des Pfarrhauses und des Edelhofes die Abstufungen des Ranges merken liefs, auf dem ihre Bewoh-

ner gegenseitig standen: so hatten doch letztere keinesweges einen imponirenden Anstrich, und es schien ein Geist der Einfalt das Ganze zu beleben, wenn er hier gleich bei Menschen höhern Standes verfeinerter war. — Rund um des Dorf zog sich endlich eine Kette von Weinbergen, die zwar die Aussicht ins Freie beschlossen, aber in mannigfaltigen Scenen, die sie bildeten, das Auge angenehm hinhielten.

„Hier will ich mir Hütten bauen" sprach ich, und kehrte mit diesem Entschlusse ins Wirthshaus ein. Allenthalben im Dorfe hatte ich schon frohe Gesichter gesehn, aus denen Gesundheit und Zufriedenheit, so wie aus ihrer Kleidung Wohlstand hervorleuchtete. Ein gleiches fand ich im Wirthshause, wo alles, von der jungen niedlichen Wirthin bis zum Stallknecht herab, Frohsinn und Heiterkeit, und das ganze Haus, von der Prunkstube an bis zum Dachstübchen, in welches ich mich quartirte, Wohlstand und Reinlichkeit athmete. Ich bezog das

mir angewiesene Stübchen, und verzehrte ein leichtes Abendbrod mit dem heitersten sorglosesten Herzen von der Welt; dann setzte ich mich auf eine Bank vor der Thür des Hauses, und freute mich an den wiederkehrenden Rindern, die mit ihrem feierlichen Geläute langsam in das Dorf schritten, und hinter denen der Hirte lustig hersprang.

Indessen rasselt eine Kutsche mit Sechsen bespannt, und mit einer Menge Bedienten beladen, des Weges her, den ich gekommen war. Sie hält vor demselben Wirthshause still, und eine sehr junge Dame in tiefen Trauer wird von ihren beflorten Bedienten aus dem Wagen gehoben. Einer von den Bedienten scheint über meinen Anblick zu stutzen, und betrachtet mich eine Weile starr. Ich, um der Neugier des Kerls auszuweichen, und überhaupt den Leuten, die beim Abpacken beschäftigt waren, aus dem Wege zu gehen, begebe mich auf mein Zimmer, in das der so eben über

den Weinhügeln aufgehende Mond seine erste Stralen warf.

Der Abend war schwül, und meine Sinne vom Naturgenuſs noch zu aufgeregt, um schlafen gehen zu können. Ich öffnete das Fenster, und sah in die weite Fläche des Dorfes hinab. Hier ward ich gewahr, daſs der vorgenannte Bediente unten vor dem Hause herumschlich, und immer verstohlen nach meinem Fenster visirte. Mir ward das von neuem lästig; ich warf das Fenster zu, und entschloſs mich, noch eine Weile im Mondschein spazieren zu gehn, bis die mir unwillkommene Gesellschaft sich zur Ruhe begeben haben würde. Ueberhaupt war mir ihre ganze Erscheinung verdrüſslich; sie mischte in das Bild reiner ländlicher Glückseligkeit, das ich mit dem Zauberpinsel der Phantasie mir entworfen hatte, zu viel Etiquette und Hofton, der seit dem Augenblick ihrer Ankunft durch das ganze Haus herrschte, als daſs ich nicht über die Störer meines stillen Genusses mich hätte

ärgern sollen. — Ich gieng hinunter. An der Hausthüre steht derselbe Bediente, und tritt ehrfurchtsvoll vor mir zurück, als ich hinausgehe. Ich schlug den Weg nach dem Kirchhofe ein, und meine wirklich etwas verstimmte Seele schien itzt diesen Aufenthalt gerade am liebsten zu wählen. Auch war dieser Ort selbt, die Stille der einbrechenden Nacht, die melancholischen Schatten der Linden, mit denen in mannigfachen Schattirungen das Mondeslicht sich vermischte, eben nicht geschickt genug, mich mir selbst wiederzugeben.

Indem bemerkte ich, dafs jener Bediente mir gefolgt seyn mufs; denn auch er schleicht, wie wohl in einiger Entfernung, hinter den Gräbern umher. Ich, um gewifs zu seyn, ob er mir nachgehe, eile auf der entgegengesetzten Seite des Kirchhofs in die Weidenallee, die nach dem Schlofs führt. Ich blicke um mich, er folgt mir wirklich; ich stehe, er steht auch. Ich wurde empfindlich, und wollte auf meinen lästigen

Begleiter losfahren; aber mein Humeur siegte, ich fings an für einen Scherz zu halten, und beschlofs, den Bedienten zu foppen. Sogleich biege ich aus der Allee aus, laufe spornstreichs an das Ende des Dorfs, spring über die niedrigen Hecken, und laufe quer über eine Brache. Keuchend folgt mir in grofsen Sprüngen der Bediente.

Aber der Kampf war ungleich. Mein Gegner konnte bald nicht weiter, und ich selbst hatte des Spieles satt. Ich kehrte also ins Dorf zurück, und mein Begleiter hinter mir.

Als ich in das Wirthshaus zurückkam, huschte die Dame in Trauer aus der Flur in ihr Zimmer zurück. Vor demselben standen die Bedienten, wie es schien, in einem bedeutenden Gespräch begriffen. Die Wirthin war unter ihnen. Als ich der Treppe mich näherte, gieng sie auf mich zu, griff meine Hand, und sagte theilnehmend: „Um Gotteswillen, gnädiger Herr, was beginnen sie?" Erstaunt sah' ich ihr

ins Gesicht, schob sie dann von mir weg, wie sie eben einen längern Sermon beginnen wollte, eilte auf mein Zimmer, und schloſs es von innen ab.

Ich gieng mit groſsen Schritten auf und nieder, tausend Gedanken durchkreuzten meinen Kopf, ich suchte mir diese sonderbare Aufmerksamkeit auf mich zu enträthseln, aber ich vermochte es nicht. Am Ende aber fing ich an, den Spas zu belachen, und legte mich, da ich herzlich müde war, zu Bette.

Aber da hätte ein anderer schlafen können. Des Geräusches im Hause ward immer mehr, man lief die Treppen auf und herunter, sprach laut und heftig; ja nicht lange, so sprengten gar Pferde vor dem Wirthshause auf und nieder.

Ich stand auf, warf mich in meinen Schlafhabit, und legte mich abermals ins Fenster. Der Mond hatte itzt seine gröſste Höhe erreicht, und das Dorf, von seinem sanften Lichte umflimmert, bot mir einen herr-

lichen Anblick dar. O wie freute ich mich auf den Genuſs der folgenden Tage, wo ich ungestörter, als itzt, den Freuden des Landlebens mich überlassen zu dürfen hoffte.

Die Lebhaftigkeit im Hause hielt indeſs immer an, bis endlich, zu meiner groſsen Freude, frische Pferde an den Wagen der Dame in Trauer gelegt wurden, in welchem sie auch wirklich nach einer halben Stunde mit ihren Bedienten abfuhr. Ich gieng itzt abermals, und zwar in Hoffnung einer bessern Ruhe, zu Bette. Im Hause ward es indessen nicht um vieles ruhiger, auch rollte nach einer Weile ein neuer Wagen an die Thür. Demohngeachtet überwältigte mich der Schlummer, und ich schlief ein.

Es war zwei Uhr des Morgens, wie ich es nachher aus meiner Taschenuhr ersah, als ich von dem Aufschliessen meiner Stubenthür erwachte. Ich fahre auf, blicke hin, und sehe die Wirthin mit dem Lichte,

in

in einer Hand eine Tablette haltend, auf welcher Caffee, eine Flasche Wein nebst Kuchen stand, hereintreten. Ich will sprechen, aber die Verwunderung schliefst mir den Mund. Schweigend setzt sie es auf den Tisch, und verläfst die Stube,

Mit meinem Schlafe wars nun vorbei. Ich springe auf und kleide mich an, entschlossen, den Leuten es abzuzwingen, was man mit mir vorhabe. Als ich aber die Thüre öffnen will, ist sie von aufsen verschlossen. Itzt ward mir zum erstenmal wirklich Angst; ich fange einen gewaltigen Lermen an, und verfahre dabei etwas ungeberdig. Aber ein Blick auf das elegante Frühstück entwafnete meinen Zorn, mein gutes Humeur siegte von neuem, und in dem Gedanken, dafs man es doch so übel mit mir nicht meinen könne, setze ich mich hin und verzehre, was man mir heraufgebracht hat.

Kaum aber hatte ich einige Gläser von dem wirklich vortreflichen Weine getrunken,

dessen Geist mein Gesicht glühen machte, als mir der Gedanke aufstöfst: wie, wenn man dir Gift gegeben hätte? Sogleich läuft ein kalter Schauer über meine Glieder, die Blutadern in meinem Gehirne fangen heftig an zu klopfen, und meine geschäftige Phantasie läfst mich schon wirklich Schmerzen im Leibe empfinden. Ich springe vom Stuhle auf, und laufe wie rasend in der Stube umher. Indefs öffnet sie sich, und ein Bedienter tritt herein. Augenblicklich fahre ich auf ihn zu, schleudre ihn an die Wand, und rufe aus: Spitzbuben! ihr habt mir Gift gegeben; aber wartet, ich will meinen Tod theuer verkaufen. In dem Augenblick habe ich auch schon mein Taschenmesser hervorgezogen: aber in demselben Augenblicke liegt es auch schon, vom Bedienten mir aus der Hand geschlagen, auf der Erde.

Itzt seh' ich den Bedienten erst an. Sein kalter, fester, durchdringender Blick brachte mich aufser Fassung. Ich liefs ihn los. Gott im Himmel! sagte ich mit er-

stickter Stimme, was hat man mit mir vor? — „Mehr Gutes," fiel er mir heftig ins Wort, „als — er brach ab; aber in seinem Blicke lag tiefe Verachtung.

Das gab mir meinen ganzen Muth wieder. Trotzig rief ich aus: wage keiner, mich zu beleidigen! Ich werde den Weg der Gerechtigkeit zu finden wissen; man wird sehen, dafs ich verkannt werde; ich bin unschuldig an allem, was vorgegangen seyn mag.

Der Bediente machte grofse Augen, er maafs mich lange. „Unschuldig," sagte er endlich spöttisch. „Doch — ich darf nicht richten. Sie müssen fort."

„Fort?" itzt spöttelte ich, „fort? Und wohin denn?"

„Nach Spanien!"

„Nach Spanien!" Gerechter Gott! wie erschrack ich. „Nein," rief ich wütend aus, „ich weiche nicht von der Stelle!"

Aber wer sich nicht aus der Fassung bringen liefs, war — der Bediente. „Zö-

gern sie nicht," sprach er, „der Tag könnte anbrechen. Unser Weg ist weit, und meine Instruktion heifst — Eilen."

Meinen Kopf durchkreuzten tausend Gedanken, ich dachte an die Entführung meiner Mutter. „Unglückliches Weib!" rief ich aus, „ich bin deinen Peinigern in die Hände gefallen."

Der Bediente zuckte mit den Achseln. Das empörte mich noch mehr. Ich griff die Flasche, und warf nach ihm. Er wich aus, blieb aber unbegreiflich kalt. „Ich gehe nicht," schrie ich, „und wenn man mich auf der Stelle ermordet!"

Er lachte laut auf. „Wir haben Mittel," und stampfte mit dem Fufse; zugleich traten zwei vierschrötige Bauern herein, und packten mich etwas unsanft an; meine Sinne vergingen, bis das Rütteln des Wagens, in dem ich schon safs, mich wieder zu mir selbst brachte.

Es war stockdunkel im Wagen. Der Tag schimmerte noch nicht. Ich griff mit

den Händen herum, und fand, dafs ich allein war. Sogleich fiel mir der Gedanke „Flucht" bei. Ich will die Thür öffnen, aber sie ist fest verschlossen. Halb ohnmächtig sinke ich auf meinen Sitz zurück.

Das Rütteln des Wagens indefs liefs keine Ohnmacht zu; er fuhr mit der äufsersten Schnelle. Nach einer Stunde hielt er wieder an. Ich hörte, dafs man frische Pferde vorlegte. Itzt merkte ich erst, dafs wir mit vorherbestellten Relais fahren mufsten. Der ganze Vorfall wurde mir dadurch um desto unbegreiflicher.

Unterdessen war der Tag angebrochen. Ich fand itzt, dafs man mir nicht einmal den traurigen Trost gelassen hatte, frei in Gottes Welt zu sehen. Die Fensterlucken waren mit Holz versetzt, und hatten oben nur ein kleines Glas, durch welches sparsam Licht hereinfiel. Dies beugte mich vollends. Ich fing bitterlich und laut an zu weinen. — Der Wagen fuhr gerade, vielleicht einer schlimmen Stelle wegen, et-

was langsam, und der Bediente hörte mein Schluchzen. Er liefs den Wagen halten, und öffnete die Thüre. Seine Miene war sanfter, als ich sie je gesehen hatte. „Beruhigen sie sich," sagte er, „es wird ihnen kein Haar gekrümmt werden. Ueberstehen sie nur noch einige Tage die Unbequemlichkeiten der Reise, dann sind wir in Sicherheit. Befriedigung ihres Hungers und Durstes finden sie in dem Kasten unter ihrem Sitze. Es sind freilich nur kalte Sachen, aber es kann itzt nicht anders seyn. Haben sie andere Bedürfnisse, so klingeln sie." — Er gab mir eine Glocke. —

Aber um Gotteswillen, so gebt mir nur mehr Freiheit, bat ich flehend. „Ich kann nicht," sagte er. „Seyn sie ruhig, es wird alles besser werden. Aber um Gotteswillen, verrathen sie sich nicht. Denken sie daran, dafs sie nicht blos sich, sondern eine ganze Familie elend machen." Er schlug den Wagen zu, und es gieng in voller Carriere weiter.

Ich war etwas beruhigt, und frühstückte. Der Wein, den ich vorfand, stärkte und erheiterte mich. Seine Wirkungen waren vortreflich. Mein Kummer schwand allmälig, und ich fing an, die ganze Begebenheit, so unbegreiflich sie mir auch war, aus einem etwas hellern Gesichtspunkte zu betrachten. Zuletzt dünkte es mir nicht unwahrscheinlich, dafs meine sonst so unbedeutende Person doch wohl in dem Schicksal irgend einer grofsen Familie verwickelt seyn könnte, wobei das unbegreifliche Verschwinden meiner Mutter mich unterstützte, und ich entschlofs mich, wenigstens bis Spanien, ruhig zu seyn.

Mein Temperament behielt daher bald von neuem die Oberhand. Ich gewöhnte mich an die Langeweile, und füllte sie mit Bildern der Phantasie und mit Schlafen aus, das ich bald, trotz der schnellen Reise, die ununterbrochen fortgieng, lernte. Den Bedienten sprach ich noch einigemale bei verschiedenen Vorfällen. Er war zwar

freundlich, aber verschlossen, und ich blieb bei meinem Vorsatz, bis Spanien ruhig zu bleiben.

Es war der vierte Tag nach meiner gewaltsam bewirkten Abreise, als ich gegen Morgen noch in einem tiefen Schlafe lag. Mir träumte, dafs ich in einer Wiege sanft geschaukelt und von einem blendenden Lichte umflossen wurde. Ich erwachte, und mein Traum gieng gewissermafsen in eine angenehme Wirklichkeit über. Meine Fenster waren offen, und der Wagen fuhr sehr langsam. Gott, welch eine Freude für mich. Ich starrte zu den Fenstern hinaus, und konnte mich nicht satt an dem Schauspiele sehen, das sich mir darbot. Wir fuhren auf einer schmalen Chaussee, die sich zur Rechten in einem fürchterlichen Abgrunde verlor Hier rifs sich ein Strom periodisch über entgegenstehende Felsenmassen hin, und an seinem andern Ufer erhob sich ein schroffes Gebürge, dessen Haupt sich in den Wolken verhüllte. Eben so, obgleich

sanfter, thürmte sich ein Gebürge zu meiner Linken. Schwarze öde Felsenmassen und Abhänge, mit jungem Grün und Laubholz umwachsen, wechselten mit einander ab. Einzelne Hütten hiengen an oft fürchterlichen Stellen, und hin und wieder kletterten Schaafe und Rinder. O welch ein herrlicher Anblick! ich vergafs aller meiner Sorgen, aller Furcht, aller gehabten Langeweile, und sog mit starken unzusättigenden Zügen die Freuden der Gegenwart ein.

Lange hing ich im Schlage der Kutsche in hinbrütendem Anschauen versunken. Itzt erst ward ich gewahr, dafs mein Bedienter im Wagen gegen mir über safs. „Lieber," sagte ich im Ausbruch der Freude, „Lieber, wo sind wir?"

„In den Pyrenäen," antwortete er mit schläfrigem Ton, „auf spanischem Boden. Wir haben St. Jean Pie de Port passirt, und sind in Sicherheit. Bald haben wir Roncevelles erreicht."

Das letzte verstand ich kaum; er schlief wieder ein.

Mir aber war es unmöglich. Alle meine Sinnen waren aufgeregt, und meine Einbildungskraft beschäftigte mich mit Bildern der Zukunft. „Wie wird itzt der Knoten sich lösen?" frägte ich mich unaufhörlich; aber ich konnte meine Neugierde nicht befriedigen, da meine einzige Erkenntnifsquelle, der Bediente, in tiefem Schlummer lag.

Wir fuhren itzt durch das Thal Roncal. Ich glaubte in eine paradisische Gegend oder in ein Feenland gezaubert zu seyn. Ueber mir lachte ein heiterer Himmel, rund um mich schien die Natur ihre Kräfte aufgeboten zu haben, das Auge bald fürchterlich zu erschrecken, bald angenehm zu vergnügen. In der Ferne erhob sich, von einer romantischen Scene umgeben, das Augustinerkloster, von dem das Dorf Roncevelles sich sanft in die Ferne ausdehnt. Wir hielten hier nicht an, sondern setzten un-

sren Weg zwar rasch, jedoch nicht so eilig, wie vorher, nach Pamplona fort.

Mein Begleiter schlief ununterbrochen den langen Tag, und ich, der ich vor Begierde, mit ihm zu sprechen, brannte, fühlte die tödtlichste Langeweile; denn nach gerade siegte der Wunsch, mein ferneres Schicksal zu wissen, über mein Anstaunen der herrlichen Gegend. Endlich, endlich erreichten wir, wie wohl spät in der Nacht, Pamplona.

Welch eine Freude für mich, als ich sah, dafs unsre Sachen hier abgepackt, der Wagen in den Stall gebracht, und alles zu einem längeren Aufenthalte veranstaltet wurde. Der Wirth war ein Franzose, und mein Bedienter hielt bei unserer Ankunft mit ihm eine Conferenz, die über eine Stunde dauerte. Ich bezog ein sehr artiges Zimmer, und legte mich, nachdem ich warmes Essen genossen hatte, in ein Bett, dessen wohlthätigen Gebrauch ich so lange entbehren mufste.

Ich schlief bis in den folgenden Tag hinein, aber mein Bedienter noch länger. Er hatte auf unserer so schnellen Reise noch mehr Strapazen gehabt, als ich, und bedurfte also auch gröfserer Ruhe. Ich bekam ihn den ganzen Tag nicht zu sehen.

Mich drückte die Langeweile, und ohnerachtet, ich von meinen Fenstern Aussicht auf die lebhaftesten Strafsen der Stadt, und über sie hinaus auf eine sehr reizende Gegend hatte, so strebte ich doch hinaus ins Freie. Ich wollte daher ausgehen; aber mein Wirth gab mir auf die höflichste Weise zu verstehen, dafs er dazu keine Ordre habe. Ich wollte meinen Willen mit Gewalt durchsetzen; aber er schlofs mir die Thüre mit den höflichsten Bücklingen vor der Nase zu.

„Bedenken sie," sagte er mit bedeutendem Blicke, „wie gefährlich es unter ihren Umständen ist, sich in die Stadt zu wagen. Der Unterkönig von Navarra könnte doch von ihrem Vorfall unterrichtet seyn, und er

hat seine Spione. Ueberdies — er stockte etwas — wären sie gesünder, so könnte man eher —

Ich starrte ihn an. „Gesund?" fuhr ich auf, „Herr, das bin ich im höchsten Grade."

Er lächelte. „Nun! ich glaubs wohl; indefs, wer kann wissen, sie könnten sich doch leicht etwa durch Reden verrathen. In unserer Stadt, setzte er schnell hinzu, spricht man viel französisch.

Ich starrte ihm noch mehr ins Gesicht, „Gott weifs es, sagte ich, mir geht ein Licht auf, ihr haltet mich für wahnsinnig."

„I, nicht doch, gnädiger Herr," antwortete er; aber sein verbifsnes Lächeln bestätigte nur zu sehr meine Ahndung.

„Nein, das geht zu weit, sagte ich. Man reifst mich aus allen meinen Freuden heraus, sprengt mich nach Spanien hin, und am Ende wird man mich als einen Tollen ins Lazareth bringen.

Mein Wirth sah mich mit Bedaurung an: „Beruhigen sie sich, sprach er, es kann

in wenig Wochen sich alles ändern; machen sie durch ihre Widerspenstigkeit nicht ihre unglückliche Familie noch elender."

„O Gott, war meine Antwort, ich will der ganzen Menschheit wohl; aber man mufs mir auch nicht übel wollen. Sagen sie mir, Herr, wie lange wird diese Verkappung dauern? und sagen sie mir doch, für wen man mich hält?"

„I nun, sagte er, für den, der sie wirklich sind, das wissen sie ja am besten."

„Freilich weifs ichs, erwiederte ich. Ich bin der Dichter Vergniaud aus Paris."

„Nun ganz recht, für den hält man sie auch."

„Für den Dichter Vergniaud?"

„Für den Dichter Vergniaud."

„Daraus kann der Teufel klug werden," antwortete ich, wandte ihm den Rücken, und eilte auf meine Stube.

Ein Getümmel auf der Strafse zog mich ans Fenster, und dies zerstreute mich allgemach, und beschäftigte mich den übrigen

Theil des Tages. Frühzeitig legte ich mich wieder schlafen, ohne vorher meinen Bedienten gesehen zu haben.

Erst spät am Tage erwachte ich wieder. Sogleich schellte ich nach der Bedienung, und mein freundlicher Wirth machte mir selbst seine Aufwartung.

„Euer Gnaden," sagte er, nachdem er mir einen guten Morgen geboten hatte, „werden sich von itzt an die Bedienung ihres allerunterthänigsten Knechtes gefallen lassen müssen. Ihr Bedienter ist heute mit dem Frühesten nach Frankreich zurückgegangen."

„So werde ich ihm folgen," antwortete ich trotzig.

„Mit Gottes Hülfe soll das auch geschehen," erwiederte der Wirth, „nur — sobald nicht."

„Noch heute, diesen Augenblick noch." Ich sprang ans Fenster. „Entweder," sagte ich zum Wirth, „lassen sie mich gutwillig gehen, oder ich öffne es, und schreie um

Hülfe. Mein Geschrei wird vor die Ohren des Unterkönigs dringen."

„Das wird nichts helfen, gnädiger Herr Dichter," sagte er lachend. „Sehn sie her." Er holte aus dem Busen einen Foliobogen heraus, und öffnete ihn. Ich sehe hinein.

„Es ist Schade," fing der Wirth an, „dafs sie nicht spanisch verstehen. Das aber können sie doch sehen, dafs hier ihr Name Vergniaud steht." Er stand wirklich da. — „Und hier bemerken sie," fuhr er fort, „des Unterkönigs eigenhändige Unterschrift, und hier das Siegel des Königreichs Navarra. Wissen sie demnach," setzte er etwas brüsqe hinzu, „dafs dies Schreiben mir die Gewalt ertheilt, sie inhaftirt zu halten, und Falls sie widerspenstig sind, mich königlicher Wache zu bedienen. Wollen sie noch das Fenster öffnen und schreien? ich bitte darum."

„Unbegreifliches Geheimnifs!" rief ich aus.

„Doch,

„Doch — setzte er gutmüthig hinzu — ich werde von diesem Papier keinen Gebrauch machen dürfen. Sie werden die Gnade haben, mir folgsam zu seyn, weil sie es einmal müssen. Die Zeiten werden sich, und werden sich bald ändern. Bis dahin will ich mir alle Mühe geben, sie auf das möglichste zu divertiren."

„Aber, lieber Mann," sprach ich, und nahm ihn sanft bei der Hand, „warum hält man mich in so enger Haft?"

„Ach, lassen sie das gut seyn. Warum soll ich ihnen eine Wunde aufreissen, an deren Schmerzen sie so fürchterlich gelitten haben. Sehen sie da die Leibcompagnie unsers Unterkönigs. Sie zieht zur Parade, und wird bald das Spiel rühren."

Auf die Weise sprang der Wirth immer mit mir um, nnd es war nicht möglich, zu irgend einer Erklärung zu gelangen. Was sollte ich thun, es konnte immer doch möglich seyn, dafs ich irgend einer Familie durch meine Eingezogenheit einen wichtigen

Dienst leistete, und ich beschloſs, zumal da mir, auſser der Freiheit, nichts abgieng, mich noch einige Zeit ruhig zu verhalten. Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen.

Denselben Nachmittag noch, es fing schon an, spät zu werden, sprengt ein französischer Courier die Straſse hinauf, und kehrt im Wirthshause ab. Nach gewechselten Pferden, und kaum einer halben Stunde Aufenthalt, setzt er seine Reise fort. Nicht lange darauf sehe ich den Wirth im festlichen Sonntagskleide das Haus verlassen, und in die Schloſsstraſse gehen. Ich ahnde indessen nichts, esse zu Abend, und gehe schlafen.

Kaum hatte ich ein paar Stunden geschlummert, so weckte mich mein Wirth. „Stehn sie auf, gnädiger Herr, sie müssen fort!"

Man denke sich mein Erstaunen. — Ich blickte bald ihn, bald die Dunkelheit der Nacht an. Antworten konnte

ich nicht vor Staunen und Schlaftrunkenheit.

„Aber mein Wirth schien Eile zu haben. Er hob mich sanft aus dem Bette, und nun erst gelangte ich zu völligem Bewufstseyn.

„Fort mufs ich," rief ich aus, „o ich ahnde es, gewifs nach Frankreich zurück!"

„Nein," antwortete er mir, und in seinem Tone lag Mitleiden, „tiefer in Spanien hinein. — Wenige Tage nur noch, und man wird sie hier suchen. Wir müssen daher den Spürhunden einen Vorsprung abgewinnen; aber eben darum ist auch die höchste Eile nöthig."

Ich gieng in starrer Betäubung die Stube auf und ab.

Der Wirth schien wehmüthig. Er nahm mich sanft bei der Hand. „Gott weifs es! sagte er, wie schwer es mir wird, sie von mir zu lassen. Ich hätte eine grofse Freude meines Lebens darin gefunden, ihnen hier so viel Vergnügen zu machen, als ihre Lage erlaubt, bis die Umstände sich änder-

ten. Aber das Schicksal will es anders. Ihr guter Engel hat mich gewarnt, und wir müssen dieser Warnung gehorchen."

Ich hatte mich unterdessen erholt. „Lieber Mann, sagte ich, unstreitig spürt mir die Gerechtigkeit nach!"

„Leider!" antwortete er mit Achselzucken.

„Und will mich gewiſs nach Frankreich ausliefern?"

„Freilich."

„O das ist herrlich!" rief ich aus, „das habe ich ja lange gewünscht. Nun, Herr Wirth, nun gehe ich nicht von der Stelle."

„Auch dann nicht, wenn sie an die Leiden ihres alten gebeugten Vaters denken?"

„Ach Herr!" antwortete ich traurig, „ich habe keinen Vater mehr!"

„Doch, doch!" sagte der Wirth, „Es wird eine Zeit kommen, wo sie mit Freuden in seine väterlichen Arme zurücksinken werden."

„Wie!" rief ich aus, „so wäre wirklich wahr, was ich immer wünschte, aber nie hoffen durfte, so lebt mein Vater noch?"

Dem Wirthe blinkten zwei Thränen in seinen grofsen offenen Augen. „Ja wohl, lebt er noch; aber leider für einen Sohn, der ihn durch Ungehorsam gegen seine Anordnungen noch in die Grube bringen will!"

Das rührte mich heftig. „Nein!" schrie ich auf, „unsre Wiedervereinigung soll nicht Klage über meinen Ungehorsam seyn. Ich will fort, zu welchem Orte sie wollen. Wohin soll ich?"

„Nach Tarragona; ich habe dort einen Freund, bei dem sie völlig sicher sind, und der sie, falls das Aufsuchen ihrer Person im Königreiche laut werden sollte, bei Zeiten zu Schiffe nach Italien schaffen wird."

„Aber wer wird mich begleiten?" fragte ich ihn.

„Leider!" antwortete er mir, „von hieraus noch niemand. Ich kann in der Eile

keinen sichern Menschen auftreiben. Aber in Sangrosa sollen sie einen treuen Bedienten erhalten. Es sind nur wenige Meilen bis dorthin, bald nach Tagesanbruch müssen sie diese Stadt erreichen. Mein Schwiegervater hält dort den Gasthof, hier ist ein Brief an ihn, er wird ihnen einen ordentlichen Menschen verschaffen. Aber nun dürfen wir weiter nicht zögern. Nehmen sie einige Erfrischungen zu sich, die ich ihnen senden werde, und dann fort."

Er gieng. Mir war es unendlich leicht ums Herz, sey es nun, dafs die Worte meines Wirthes mich beruhigt hatten, oder der Entschlufs schon dunkel in meiner Seele sich zeigte, den ich bald nachher ausführte.

Nach einer halben Stunde war ich reisefertig. Der Wirth hätte mir einen Punsch gemacht; denn die Nacht war ungewöhnlich kühl und das Wetter stürmisch. Mein Abschied von ihm war rührend; er weinte, und auch ich konnte das Gefühl der

Dankbarkeit gegen die aufserordentliche Gutherzigkeit des Mannes nicht unterdrükken. Er gab mir hundert Louisd'or, als eine von meinem Vater vor der Hand ausgesetzte Summe, einen Brief nach Sangrosa, einen andern nach Tarragona, und einen Reisepafs auf meinen Namen Vergniaud. „Behalten sie den, sagte er, doch ja so lange, bis man es weifs, dafs es nur ein angenommener Name sey. Dann wechseln sie ihn, aber machen sie mir den Wechsel bekannt, es ist um ihrer Familie willen,"

Bei diesen Worten war ich wieder, wie aus den Wolken gefallen. „Also hält man mich doch in der That nicht für den Dichter Vergniaud?"

Der Wirth gerieth in Verlegenheit. — „Ach! sagte er, die Betrübnifs über ihre Abreise macht mich ganz verwirrt, ich weifs kaum, was ich rede. Lassen wir das. Nur noch eine Bitte. Wenn sie einst zum Genufse alles des Glücks wiederkommen,

dessen sie ein widriger Zufall beraubt hat, so denken sie meiner. Ziehn sie mich nach Frankreich zurück; sie wissen, dafs auch mich eine tollkühne Uebereilung aus diesem Königreiche trieb. Es wird doch irgendwo ein Plätzgen geben, auf das sie mich verpflanzen können. O ich will genügsam in meinen Forderungen und Wünschen seyn. Doch, was bitte ich. Wenn sie sich erinnern werden, dafs ich als Kind sie oft auf meinen Armen geschaukelt; dafs ich hier für sie alles gethan hätte, wenn 's vom Schicksal nicht anders beschlossen wäre: o so werden sie mich nicht in einem Lande lassen, in welchem ich mein Vaterland nicht vergessen kann."

Er küfste unter heifsen Thränen meine Hand; schob mich dann sanft in den Wagen, und dieser rollte fort, ehe ich ihm antworten konnte.

Da war ich denn wieder, ein Ball in den Händen des Schicksals, hingeworfen in die weite Welt, ohne zu wissen, warum?

Lange kämpfte meine Einbildungskraft mit den Ueberlegungen meines Verstandes, bis ich endlich dahin gelangte, letztere von erſterer zu sondern, und gehörig ordnen zu können.

„Es ist klar, sprach ich endlich leise zu mir, daſs ich verkannt werde. Man hält mich nicht für Vergniaud, und das bin ich doch wirklich. Sollte es also ein Verbrechen seyn, wenn ich mich in Freiheit setzte? — Aber mein Vater, er soll noch leben, soll seine Absichten bei allem diesen haben. — Nimmermehr! Sagte meine Mutter doch einst; er wäre in Westindien, welche Ursachen könnte er haben, itzt in Frankreich verdeckt zu leben, und mich eine so geheimnifsvolle Rolle spielen zu lassen. — Aber das Verschwinden meiner Mutter? Freilich! ein Geheimniſs hat es zum Grunde, und wo eins statt findet, können mehrere seyn. Doch hier ist kein möglicher Zusammenhang denkbar. Man hat mich offenbar eines vermeinten Verbrechens we-

gen aus Frankreich gebracht; ich aber habe keines begangen."

So wogten Zweifel und Widersprüche in meiner Seele, bis endlich die Liebe zur Freiheit in mir siegte. Mein Entschluſs war nun gefaſst. Ich zerriſs zu dem Ende den Brief nach Sangrosa, und streute ihn zum Wagen hinaus. Uebrigens hatten meine Pläne mich so beschäftigt, daſs wir Sangrosa erreichten, ehe ichs merkte. Es war indessen schon hoch am Morgen.

Ich stieg im Wirthshause ab, und lieſs mich in eine Stube weisen. Dann verlangte ich nach dem Wirth. Er kam. Seine ersten Worte waren: „Mein Herr, sie sollen einen Brief an mich haben?"

„Den hatte ich, war meine Antwort, aber ich habe ihn in der Eile des Abreisens in Pamplona liegen lassen."

Der Wirth machte eine bedenkliche Miene.

„Doch, sagte ich, es will nichts bedeuten. Der Inhalt ist mir bekannt. Ihr

Schwiegersohn bittet sie, mir den Menschen zum Bedienten zu schaffen, der in ihrem Hause seyn, und einen Herrn suchen soll. Er spricht spanisch und französisch, wie ich gehört habe, und einen solchen brauche ich."

Und wo wollen sie denn hin?

Ich gerieth in Verlegenheit, sammlete mich aber bald, und sagte „nach Madrit." In demselben Augenblicke fühlte ich, eine Lüge gesagt zu haben.

Der Wirth gieng hinaus.

Itzt mufst du nach Madrit, sprach ich zu mir selbst, als er fort war. Und warum auch nicht? So wohlfeil dürftest du Spanien nicht wieder sehen.

Aber meine Ehrlichkeit setzte sich gegen diesen Entschluſs. Soll ich, war meine Frage, mit fremdem Gelde reisen, das auf keine Weise mir zugedacht war? Zwar kann ich es als ein Schmerzengeld betrachten, das man mir gewissermafsen schuldig ist. Aber doch — Ich schüttelte gedanken-

voll den Kopf. — Indessen, die Begierde, Madrit zu sehen, hatte schon zu fest in mir Wurzel geschlagen, und die Nothwendigkeit, itzt des Wirthes wegen wirklich nach Madrit, wenigstens abgehen zu müssen, gab meinem Entschlüsse endlich völlige Festigkeit. Mein Gewissen schläferte ich daher mit folgenden Sophismen ein.

Du hast selbst so viel Geld, dafs du eingeschränkt ein halbes Jahr leben kannst. Bei verdoppeltem Aufwande reicht es dennoch ein Vierteljahr. Länger darfst du ja in Spanien nicht bleiben. Kommst du indessen in Geldnoth, so leihst du dir etwas von jenen hundert Louisd'or, von denen du bei deiner Rückkehr in Frankreich den Rest an den Wirth nach Pamplona zur weiteren Beförderung zurücksendest, und nach und nach das Fehlende erstattest.

Itzt war ich ruhig, und konnte daher ein festes Betragen annehmen, das allen Argwohn entfernte. Der Bediente ward ge-

miethet, die Post besorgt, und in einer Stunde giengs nach Madrit fort.

Itzt war ich in meinem Elemente. Unabhängig von jedermann, von keinem lästigen Aufseher begleitet, mir ganz und meinen Launen überlassen. Ich konnte gehen und fahren, wohin ich wollte, und bleiben, wo und wie lange es mir gefiel. O wie herrlich war das! Ich geizte itzt mit jedem Augenblicke, um den Genufs keines einzigen zu verlieren, und das Andenken an die Vergangenheit durch Freuden der Gegenwart zu verscheuchen.

Da ich indefs keine Reisebemerkungen zu liefern willens bin, insofern sie keinen Einfluss auf mein Schicksal haben, so übergehe ich den Zeitpunkt, und erzähle blos von Madrit.

Ich kam in diese Königsstadt an, und empfand bald, dafs es kein Paris sey, so sehr auch einzelne Plätze, Strafsen und Gebäude mit der Hauptstadt Frankreichs wetteifern mochten. Menschen waren von je-

her der Gegenstand meiner Bemerkungen, und gerade diese fand ich hier von den Einwohnern Paris himmelweit verschieden. Das ernste Wesen der Spanier, ihr steifes und prätiöses Betragen, das Ceremoniel, das sie bei jeder Gelegenheit so strenge beobachten, alles stach so grell gegen den Charakter meiner Landsleute, und also auch gegen den meinigen, ab, dafs ich gerade in der Betrachtung dieser Verschiedenheit und den Resultaten, die ich erhielt, einen grofsen Theil meiner Unterhaltung fand.

Die Sorge für meine häusliche Einrichtung in Madrit, wo ich sechs Wochen zu bleiben mir vorgenommen hatte, überliefs ich meinem Bedienten, der schon ehedem in Madrit gewesen war. Er brachte mich in einem anständigen Wirthshause unter, wenn es auch gleich nicht zu den Hôtels des ersten Ranges gehörte, und ordnete meine ganze Lebensweise so gut an, dafs ich sowohl, als meine Casse, gegen

seine Einrichtungen nichts einzuwenden Ursache hatten.

In einer Rücksicht indessen nahm er eine grofse Veränderung mit mir vor. Er sagte den Morgen nach unserer Ankunft in Madrit zu mir: „Mein Herr, sie werden sich kleiden müssen, wenn sie in dieser Hauptstadt auch nur etwas bemerkt, und von den gewöhnlich zu dieser Hauptstadt herströmenden armen Franzosen unterschieden seyn wollen. Ihr leichter und feiner Sürtout, ihr runder Hut kleiden zwar einen Fufsgänger nicht übel, schicken sich aber nicht für einen Mann, der in einer Hauptstadt sich aufhält, einen Bedienten hat, und anständig leben kann. Sie müssen sich ordentlich kleiden."

Ich gestand die Gründlichkeit seiner Kammerdiener-Philosophie ein, und gab ihm den Auftrag, einen Schneider zu besorgen. Nach einer Stunde kam er mit einem Manne zurück, der ein grofses Pack unter seinem Arme trug.

„Wir kommen wohlfeiler ab, und können uns ohne allen Zeitaufwand neu kleiden. Dieser Schneider hat den fast neuen vollständigen Anzug eines vornehmen französischen Herrn zu verkaufen. Dieser hat sich bei ihm vor einigen Tegen spanisch gekleidet, und ihm diesen ganzen Anzug geschenkt. Er kann also um desto wohlfeiler im Verkaufe desselben seyn."

Ich besah die Kleider. Sie waren nicht prächtig, aber äufserst elegant und geschmackvoll, und auch noch nicht im geringsten beschädigt. Man probirte sie mir an, und, sonderbar! nie hatte ein Anzug mehr auf meinen Körperbau gepafst, als dieser, und keine Wahl der Farben war je meinem eignen Teint angemefsner gewesen, als die des itzigen Anzugs. Ich ward mit dem Schneider einig, und erhielt den Anzug um ein billiges Geld. Einen besondern Handel schlofs ich noch mit ihm wegen der silbernen Schnallen, die jener französische Herr ihm auch geschenkt hat-

te,

te, und die ich ihm nach dem Werthe bezahlte.

So war ich dann völlig equipirt, und konnte mich mit Anstand sehen lassen. Ich genofs nun meines Lebens, so gut ich es im Stande war, und vier Wochen verstrichen mir in Madrit, ohne auch die geringste Langeweile gefühlt zu haben. Wie konnte ich aber das auch bei der aufserordentlichen Abwechselung, die diese grofse Königsstadt mir darbot.

Doch bis itzt war mein Aufenthalt in Madrit ziemlich planlos gewesen. Ich war hingeschlendert, wo es mir gerade einfiel, und hatte besehen, was mir aufstiefs. Itzt beschlofs ich, die folgende Woche in Besuchung der umliegenden Gegend und der königlichen Lustschlösser zuzubringen, dann nach Escurial zu reisen, und wenn ich das besehen haben würde, über Aranjuez, wo damals der Hof sich aufhielt, nach Frankreich zurückzukehren. Ich merkte aber bei der Entwerfung dieses Plans,

dafs ich meinem hiesigen Aufenthalte noch wohl die siebente Woche würde zugestehen müssen.

Der gröfste Theil dieses Plans ward ohne sonderlich merkwürdige Begegnisse ausgeführt. Ich sah an allen den Oertern, die ich besuchte, was jeder Reisende gewöhnlich sieht, und fand, was ein jeder anderer gewöhnlich auch findet. Zu Anfange der siebenten Woche traf ich in Aranjuez ein, wo ich in einem niedlichen Hause mich einquartirte und zwey Posttage zu verbleiben mir vornahm.

Ich durchstrich hier alle Plätze, wo man mich nur hinliefs, und sparte kein Geld, um zu sehen, was zu sehen war. Den dritten Tag hinterbrachte mein Bedienter mir eine Nachricht, die mich hätte beunruhigen können, wenn ich nicht von jeher gewohnt gewesen wäre, mir die Möglichkeit einer Gefahr nicht eher zu denken, als bis ich gewöhnlich schon tief in ihr verwikkelt bin.

Er sagte mir, ein junger Franzose sey mir den Tag nachgeschlichen, wohin ich mich auch begeben hätte. Allein das störte mich nicht. Höchstens, dachte ich mir, hat der Wirth in Pamplona von deinem quid pro quo Wind erhalten und äufsert wieder seine verhenkerte Sorgfalt für dich. Indessen wie ich ernster die Sache überlegte, beschlofs ich doch allen Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen, und des Morgens frühe abzureisen. Ich schikte demnach meinen Bedienten, Wagen und Pferde zu bestellen, aber er — kam nicht wieder.

Ich hofte indessen noch immer auf seine Zurükkunft, und ging, um mich zu zerstreuen, nach dem nahgelegenen Dorfe Antigola, wo die fremden Minister sich aufhalten, wenn der Hof in Aranjuez ist. Ich kam in der Abenddämmerung zurük, mein Bedienter war noch nicht wieder da.

Ich warf mich in einen Stuhl, um die Hitze abdämfen zu lassen, die ich durch eine starke Bewegung mir zugezogen hatte.

Während dem wird es im Hause immer lauter, und ich höre auf der Treppe zu meinem Zimmer laut sprechen. Endlich däucht es mir, als ob eine Person mit Sporen an den Füfsen vor meinem Zimmer auf und abgehe. Ich springe auf, eröffne die Thür und — sehe einen Soldaten mit geschultertem Gewehre vor mir stehn.

Sogleich frage ich ihn, was er wolle. Der Soldat sieht mich mit seinem ernsten Spanier-Blik an, wendet sich dann um und geht höchstphlegmatisch auf und nieder. Ich, um der Sache auf den Grund zu kommen, will die Treppe hinunter zum Wirthe, aber der Soldat hält mich ab und weist mich ziemlich unfreundlich in die Stube zurük.

Ich blieb ungewöhnlich ruhig bey diesem Eräugnifs, und konnte es auch seyn, weil ich mich durchaus keiner gesetzwidrigen Handlung bewufst war. Nur manchmal, wenn ich an die Möglichkeit dachte, durch irgend etwas mir die Ahndung der

Inquisition zugezogen zu haben, ward es mir gewaltig heifs. Ich blieb indefs nicht lange in meiner Unruhe.

Es fährt nehmlich ein Wagen vor, auf dem hinten ein Soldat steht. Aus dem Wagen springt ein junger Officier, und in wenig Secunden ist er in meiner Stube.

„Im Nahmen des Königs" sagte er auf französisch zu mir „sie sind mein Gefangener."

Ich blieb unbegreiflich gefafst. „Man mufs sich in meiner Person irren" hub ich an, „ich habe niemanden beleidigt."

„Sie nennen sich doch," fragte er, „den Dichter Vergniaud?"

„Der bin ich."

„Auch ohne dies Geständnifs kann ich nicht irren, dies diene zu ihrer Beruhigung."

„Nun und was wird man mit mir beginnen?"

„Sie nach Frankreich bringen, weiter weifs ich nichts: Der Wagen ist schon da,

Pferde sind auf allen Stationen bestellt. Noch diese Nacht gehts fort, und ich habe die Ehre ihr Begleiter zu seyn. Machen sie sich reisefertig."

Das Wort Frankreich gofs Freude durch mein ganzes Wesen. Ich lachte endlich laut auf. „Wahrlich, rief ich aus, mein Schiksal meints gut mit mir, meine Reise in Spanien soll mich doch durchaus kein Geld kosten, und die Art der Reise keine Mühe machen. So eben hatte ich beschlossen morgen nach Frankreich zurük zu gehen, aber mein unbekannter Genius, der sich überall zwischen mich und meine Beschlüsse wirft, erspart mir jede Sorge deswegen und giebt mir noch einen so angenehmen Begleiter." Ich verbeugte mich gegen den Officier, der aber mein Compliment mit ziemlich starren verwunderungsvollen Blikken aufnahm.

Izt ging mir alles leicht von Händen. Ich packte meine Habseligkeiten mit einer Eilfertigkeit ein, die nur meine Begierde

Frankreich wieder zu sehen rechtfertigen konnte. Dafs sich da gewifs der Knoten meiner Schiksale lösen müsse, war mir aufser allem Zweifel.

Die Anstalten waren gemacht, und ich im Begrif abzureisen. Izt fiel mir mein Bedienter ein. Ich fragte nach ihm. Der Officier antwortete mir ziemlich kalt: „Sein Geschäfte sey blos, mich nach Frankreich zu bringen. Ueber anderweitige Anordnungen seiner Obern sey er nicht befugt sich auszulassen. Ein Soldat müfse handeln und nicht plaudern."

Das war sarkastisch genug geantwortet, konnte mich aber izt nicht ärgern, da die Freude mein Vaterland wiederzusehen, heifs in mir sprudelte. Ich stieg in den Wagen, der Officier ebenfalls, sezte sich aber — aus Bescheidenheit oder Ehrfurcht gegen mich über. Ein Soldat nahm seinen Platz hinten auf dem Wagen, und einer pflanzte sich vorn auf den Bock. So wurde ich denn gut verwahrt und beobachtet nach Frankreich zurük spedirt.

So lange es dunkel war, denn wir fuhren um Mitternacht ab, ergötzte mich die Maskerade, die man mich spielen liefs; aber wie es Tag wurde und in jedem Dorf und jeder Stadt, durch die wir kamen, alles zusammenlief, um das Wunderthier zu sehen, das man mit königlicher Wache transportirte, stieg mein Aerger über den ganzen Vorfall in dem Grade, wie die Neugier des Pöbels zunahm. Ich ward nicht betrübt, denn die Zukunft schrekte mich nicht, aber höchstverdrüfslich, und liefs meinen artigen Begleiter die Wandelung meiner Laune oft bitter erfahren. Er aber blieb, wie alle Peiniger, die mein böser Genius mir bis itzt zugesandt hatte kalt und unerschütterlich, und je länger die Tiraden waren, die ich gegen mein Schiksal declamirte, destomehr schien er in seiner behaglichen Ruhe sich zu befestigen. Zur Aufklärung meines Schiksals fiel auch nicht ein Wort von seiner Seite, und so oft ich in ihn drang, wich er mir mit der Erklä-

rung aus, er habe gemessenen Befehl darüber mit mir nicht zu sprechen.

Die Reise ging indessen Tag und Nacht fort, und man liefs mir, die gehörige Ruhe ausgenommen, nichts fehlen. Ich konnte in den Wirthshäusern fordern, was ich wollte und was zu haben war, mein Begleiter bezahlte alles und liefs nicht zu, dafs ich meines Geldes mich bediente. Auch das sey strenger Befehl, sagte er: und ich mufste mich darin fügen.

Unterdessen nahten wir uns allmählig dem so sehnlichgewünschten Frankreich, und fuhren, was mir über alles lieb war, Nachts durch Pamplona, ohne anzuhalten. Auf die Weise vermied ich den gutmüthigen Wirth zu sprechen, der ohne Zweifel über meine itzige Lage ein grofses Jammergeschrey erhoben hätte.

Endlich kamen wir auch durch Roncal und waren sonach in den Pirenäen, wo die herrlichen Naturscenen wieder meine ganze Aufmerksamkeit auf sich hefteten und mir

wieder ganz neu geworden waren. Ich hieng mit Innigkeit an ihnen, zumahl da ich sie itzt zum leztenmahle sehen sollte.

Wir fuhren eben einen sanften Abhang hinunter, als mit einem mahle der Thurm von St. Jean Pie de Port im goldenen Glanze der untergehenden Sonne vor mir lag; o! ein Anblik, der mich über alles entzükte. Mir zitterte eine Thräne im Auge, die dem Gefühl über Gottes Naturschönheiten, und der Begrüfsung meines wiedererreichten Vaterlandes flofs. Itzt kam kein Schlaf in meine Augen, so sehr er noch vor wenig Stunden mich angewändelt hatte. Ich glaubte, seit ich über Spaniens Gränze gekommen war, in eine andere Welt versetzt zu seyn; so sehr liefs die Freude meiner Zurükkunft in mein Vaterland mich alles unendlich schöner finden, als die Gegenden, die ich so eben verlassen hatte.

Mit solchen Empfindungen beschäftigt merkte ich es kaum, dafs der Wagen schon

am Posthause in St. Jean Pie de Port still hielt.

Der Postmeister empfing mich am Schlage mit heifsen Thränen. „Ich weifs alles," sagte er zum Officier, der eben sprechen wollte, „was sie mir berichten können. Der Wille des Königs soll geschehen."

Er führte mich unter verschluckten Thränen in ein wohleingerichtetes Zimmer. Der spanische Officier folgte.

„Mein Herr!" sagte der Postmeister, „der Herzog ist an die Strapazen einer so schnellen Reise nicht gewöhnt; ich werde ihn den folgenden Tag bey mir behalten, er bedarf Ruhe, und ihm nur erst künftige Nacht, um alles Aufsehen zu vermeiden, weiter senden."

„Das kann mir alles gleichgelten," erwiederte der spanische Officier, „ich habe meine Pflicht gethan. Ich bitte mir itzt nur einen Attest der richtigen Ueberlieferung aus, denn ich will sogleich fort und in Roncal übernachten."

Beyde verliefsen mich itzt, nachdem vor meine Thür von aufsen ein Postknecht zu meiner Bewachung gestellt war. Ich liefs mir alles gefallen, in der gewifsen Hofnung, so am leichtesten zu meiner völligen Freiheit zu gelangen. Man brachte mir ein gutes Abendessen, nach welchem ich, da ich herzlich müde war, mich in das weiche lang entbehrte Federbette warf und ruhig einschlief.

Aber noch war ich nicht am Ziele, und dauerhafte Ruhe noch nicht mein Loos. Kaum hatte ich einige Stunden geschlafen, als ich gewekt werde. Ich reibe mir den Schlaf aus den Augen und sehe auf. Der Postmeister steht mit einem Lichte in der Hand vor mir.

„Stehen sie auf, gnädiger Herr, sagte er, sie müssen fort.“

„Wohin denn nun schon? fragte ich erstaunt, ich habe der Ruhe so nöthig“

„Nach Spanien“

„Nach Spanien? Nimmermehr!" sagte ich, und warf mich auf die andere Seite um.

Aber der Postmeister liefs mir keine Ruhe. „Sie sind unvermögend für sich zu sorgen, sprach er heftig, danken sie Gott, dafs man sich ihrer noch mit solcher Wärme annimmt.

Itzt richtete ich mich im Bette auf. „Mein Herr, sagte ich, ich bin der Maskerade müde, die man mit mir spielt, und will es itzt gerade darauf ankommen lassen, was sie vermeiden wollen. Man verkennt mich offenbar, und wird es einsehen, wenn man mich vor die Leute bringt, die hierinnen nur allein competente Richter seyn können. Ich bin der Dichter Vergniaud, nichts weniger und nichts mehr."

„Lieber Gott! antwortete der Postmeister mit sanfter Stimme, wer macht das streitig. Aber gerade der Dichter Vergniaud ist es, dessen Leben in Frankreich in der äufsersten Gefahr schwebt, so lange Ludwig lebt.

Ich sah ihn mit grofsen Augen an.

Er ergrif meine Hand und sagte wehmüthig: „Fühlten sie, mein Herr! was ich fühle, sie würden sich den Anordnungen eines vortreflichen Vaters nicht widersetzen. Es ist wahr, ich handle gegen die Befehle meines Königs, indem ich ihnen zu einer zweiten Flucht nach Spanien rathe; es ist wahr, ich thue es, weil ich von ihrem Vater durch fürstliche Geschenke dazu überredet bin, aber ich kann nicht schlechtdenkend in ihren Augen handeln, wenn ich es ihnen sage, dafs mehr als jenes Geld die Liebe mich dazu anspornte, die ich gegen sie fafste, als ich in den ersten Jahren ihrer Kindheit sie so oft auf meinem Schoofse zu wiegen Gelegenheit hatte. Sie staunen, sie scheinen mich nicht wieder zu kennen, es ist natürlich, seit ihrem vierten Jahre erhielt ich diesen Dienst, und da ist freilich jedes Andenken an mich verwischt. Zaudern sie nicht sich in Sicherheit zu sezzen, sie retten einen alten gebeugten Va-

ter von dem unaussprechlichen Kummer, sie auf das Schaffot oder doch in die Bastille wandern zu sehn. Ziehen sie sich an und nehmen sie der Gelegenheit wahr, die ich ihnen anbiete. Die Gefahr, in die ich meinen alten Kopf bey dieser Gelegenheit setze, mag ihnen Bürge seyn, dafs ich es redlich meyne, und dafs es itzt so und nicht anders zu handeln nothwendig sey."

„Lieber Mann, sagte ich, ihr Eifer mag gut gemeynt seyn, aber sie irren doch. Ich bin in der That der nicht, für den sie mich halten. Wie wollen sie mich auch von meinem vierten Jahre wieder erkennen?"

„Ich kann mich in ihrer Person nicht irren, wenn ich auch sie seit jener langen Zeit, wie sie meynen, nicht gesehen haben sollte. Sie sind doch der nehmliche, der einige Tage in Pamplona wohnte, in Sangrosa entwich, und in Aranjuez verhaftet wurde?"

„Freilich, der nehmliche."

„Lassen wir das. Ich bitte sie noch einmahl, folgen sie meinem Rathe, setzen sie sich in den Wagen, der schon vor der Thüre hält. Er wird sie scheinbar in Frankreich weiter hineinführen, aber dann wird sich ein kleines Abentheuer eräugnen, das ich veranstaltet habe. Fürchten sie sich nicht, es ist abgekartet, um allen Verdacht zu vermeiden."

„Muſs ich mich alle dem unterwerfen?" fragte ich.

„Wenn sie, antwortete er, nächst ihrem gewissen Tode und dem Ruin ihrer ganzen Familie, nicht auch noch meinen grauen Kopf zum Opfer wollen — ja! Ich bin schon zu weit gegangen, um stehen bleiben zu können, einst wird ihnen das alles enträthselt werden. Fügen sie sich nicht in meine Pläne: so ist gegen Morgen alles entdekt, und ich folge ihnen nach Paris aufs Blutgerüste hin.

„Nun, erwiederte ich, wenn ich durch meine Reise nach Spanien Menschenleben

retten

retten kann: so will ich auch bis an den Quadalquivir gehen, und die unwirthbarsten Gegenden von Sierra Morena durchklettern, obschon ich die Urſachen nicht einsehe."

„Gottlob!" rief er aus," daſs ich sie so weit habe! Nun auch ungesäumt fort. In wenigen Stunden tägt es, das dürfen wir nicht abwarten. Aber an welchen Ort wird man mich bringen?"

„Nur fort, sagte er, sie werden alles erfahren."

Ich kleidete mich schnell an, nahm meine Sachen zusammen, und stieg eben nicht leichten Herzens in den Wagen. Es saſsen zwey Soldaten darin. Die Kutsche gieng in voller Carriere zum Thore, das nach Paris führt, hinaus.

Meine Begleiter waren äuſserst redselig, aber ihre stammelnde Sprache verrieth, daſs sie die Gaben des Weingottes ein wenig im Uebermaſse genoſsen hatten. Mich ekelte bald an den Gesprächen dieser Leute,

ich geboth daher Stillschwsigen, und sie versunken in den süfsesten Schlnmmer.

Plötzlich geschah ein Schufs vor den Pferden, der Wagen hielt still, der Kutscher springt von seinem Pferde, und schreit um Hülfe. Die Soldaten erwachen, und taumeln halb trunken aus dem Wagen hinaus. Sogleich gerathen sie mit einigen vermumten Personen ins Handgemenge, liegen aber in wenigen Minuten an der Erde, werden geknebelt, und an die Seite getragen. Mich zieht ein Unbekannter aus dem Wagen heraus, und ein anderer nimmt mein Felleisen. Dann führt man mich an ein ledig stehendes Pferd und setzt mich auf. Ein anderer Mann zu Pferde, ergreift den Zügel des meinigen, und nun giengs in gestreckter Carriere fort. Nach ungefähr einer Viertelstunde befanden wir uns in einem Hohlwege, wo eine Kutsche mit vieren bespannt, auf uns zu warten schien.

„Wir können itzt ein wenig verschnaufen," sagte mein Begleiter, „wir sind über die Gränze und in Sicherheit."

Er erklärte mir itzt, dafs es alles verabredete Masque gewesen sey, um der Welt einen Argwohn gegen den Postmeister in St. Jean Pie de Port zu benehmen; ferner, dafs unser Weg nach Barcelona in Cateluna gienge, wo wir vor der Hand bleiben, und ein befseres Schicksal abwarten sollten. Auch rieth er mir einen andern Nahmen anzunehmen; nehmlich, Congeraux, auf welchen er auch mir einen schon vorherbestellten Pafs von französischer Seite vorzeigte.

Ich sah itzt die Nothwendigkeit ein, mich in mein Schicksal zu fügen, wofern ich nicht den Postmeister, und alle, die in das Complot verwickelt waren, in Lebensgefahr bringen wollte. Dazu kam noch eine tröstende Aufmunterung von Seiten meines Begleiters, der mich versicherte, mein

mein Schicksal müfse in wenig Wochen sich ändern. Es komme alles, sagte er, auf den Tod des alten Ludwigs an, und dieser habe nach den letzten Postnachrichten schon sehr gekränkelt.

Wir setzten uns nun in den Wagen, und die Reise gieng mit mäfsiger Eile fort. Den dritten Tag Abends erreichten wir Barcelona, nachdem ich unterweges viel geschlafen hatte, und der Naturschönheiten eben nicht sehr froh geworden war.

Die ersten Tage meines Aufenthalts in Barcelona verfloſsen sehr angenehm. Der Anblick der offenen See, die ich nun seit vier Jahren nicht gesehen hatte, erinnerte mich an die frohen Tage meines Aufenthaltes in England, und an die mannigfaltigen Eräugnifse meiner damaligen Reise. Auch das Gewühl dieser Handelsstadt, und die Schiffe so vieler Nationen, gab mir Anfangs eine angenehme Unterhaltung, hielt aber doch auf die Dauer nicht hin, mich angenehm genug zu beschäftigen, Barcelona

kannte ich bald von Aufsen und Innen, und das Interesse der Neuheit fiel also weg. Der Sprache war ich noch zu wenig mächtig, um mich befriedigend mit Spaniern unterhalten zu können. Zwar hielten sich viele Franzosen hier auf, aber gerade ihr Umgang ward mir von meinem Begleiter untersagt, der überhaupt ein dictatorisches Ansehen über mich sich anmafste. Dies alles, nebst der ewigen Begleitung meines Cicerone, der mich auch nicht einen Augenblick von sich liefs. machte mir den Aufenthalt in dieser Stadt, so wie überhaupt in ganz Spanien verhafst, und ich entschlofs mich heimlich durchzugehen.

Diesen Entschlufs konnt ich vor meinem Gewissen um so eher rechtfertigen, je mehr ich bey der Ueberzeugung blieb, dafs man mich verkenne, und also nicht befürchten dürfe, durch meine Erscheinung in Frankreich irgend jemand unglücklich zu machen. Unterdefs entschlofs ich mich, ganz still nach

meinem Dachstübchen zurück zu schleichen, und dort meine unbekannte Lebensart fortzusetzen.

Es war die dritte Woche nach meiner Ankunft in Barcelona, als ich mit diesem Entschlusse schwanger gieng. Lange sann ich der Möglichkeit nach, ihn auszuführen; denn da ich so streng beobachtet wurde: so hielt das nicht wenig schwer. Endlich verschafte ich mir Opium, nachdem ich in der Apotheke Schlaflosigkeit vorgeschützt, und dies als mein gewöhnliches Mittel dagegen angegeben hatte. Ich liefs mir das Pulver zu unschuldigen Portionen mischen, und schüttete es in die zwey Bouteillen Wein, die mein Begleiter jeden Abend einzunehmen pflegte.

Die Sache gieng nach Wunsch; er ward schläfrig; gieng zu Bette, und verfiel in einen sanften Schlummer. Sogleich packte ich meine in Madrit gekauften Kleider ins Felleisen, zog meinen Ueberrock an, nahm meine Habe auf den Rücken, und schlich

mich ungesehen zum Hause und zur Stadt hinaus.

Die Nacht war, ungeachtet des heifsen Sommers, kühl durch einen Seewind, und meine Fufsreise, die ich machte, ward dadurch sehr erleichtert. Aber über alles trug der Gedanke, mich nun wieder in völliger Freyheit zu sehen, zu meiner Zufriedenheit ein Grofses bey.

Mit Tages Anbruch erreichte ich ein Dorf, wo ich mir einen Wagen mietete, der mich bis zum nächsten Städchen brachte. Hier accordirte ich mit einem Fuhrmanne, mich bis über die Pirenäen auf die französische Gränze zu führen. Sorgfältig hütete ich mich für den sonst gewöhnlichen Weg über St. Jean Pie de Port, und gieng den itzt auch kürzern über Catalunа nach der Grafschaft Roufsillon.

Ich übergehe, um nicht zu ermüden, die unwichtigern Begebenheiten dieser Reise. Ich erreichte die Pirenäen, und ward, nach Vorzeigung meines Pafses, auf den

Nahmen Congeraux, ungehindert in Frankreich eingelassen. Hier erfuhr ich den Tod Ludwigs des Vierzehnten; auch, dafs der Herzog von Orleans zum Regenten ernannt sey. Mir gab das wenigstens Hoffnung, wovon man so oft mich überreden wollte, dafs man itzt auf meine geringe Person nicht solche grofse, aber äufserst unangenehme Aufmerksamkeit wenden würde. Die Erfahrung lehrte es auch, dafs ich itzt endlich einmal wieder nach meinem Plane und meinen Launen würde handeln können; denn ich hatte mir vorgenommen bis Lion auf der Diligence zu fahren, und dann durch das reitzende Bourgogne und Champagne meine Tour nach Paris zu Fufse zurückzulegen; und diesen Plan führte ich auch in so weit aus, als ich nach einem Monate, in welchem ich hin und wieder an manchem Orte mich etwas verweilt hatte, in Lion eintraf.

Als ich diese berühmte Manufakturstadt zur Gnüge besehen, und mein Felleisen mit

verschiedenen in Spanien zum Andenken an diese sonderbare Reise aufgekauften Kleinigkeiten nach Paris auf die Post gegeben hatte, nahm ich meinen Stab und wanderte leichten Herzens aus Lion fort. Fünf volle Monate waren verflossen, seitdem ich aus jenem Dorfe, wo ich die Freuden des Frühlings zu geniefsen hoffte, so plötzlich aus allen meinen Plänen und Entwürfen gesprengt wurde. Und itzt — war der Herbst vor der Thür. Die Zeit zwischen diesen beyden Perioden hatte ich wohl nicht freudenlos verlebt. Spanien, und die mancherley Scenen, die dort mir sich darboten, waren gewifsermafsen reichlicher Ersatz für anderweitig entbehrte Freuden gewesen; aber itzt, itzt da ich durch Bourgognes lachende Rebenhügel wanderte, wo allenthalben schon die Weinlese und ihre tausend Freuden begannen, itzt schien mir doch meine Lage ungleich beneidenswerther, als die, wo mir, bey dem Genufse so vieler Herrlichkeiten, doch Freyheit fehlte. Jtzt war

ich in meinem Elemente, und kein Mensch auf Erden glücklicher als ich.

Anfangs ward mir das Gehen etwas sauer, da ich zeithero zu meinen wunderbaren Reisen mich immer fremder Füfse bedient hatte. Aber bald ward ichs wieder gewohnt, und so verschwand auch der letzte Umstand, der mich mit Misvergnügen an meine Courierreise durch Spanien erinnern konnte, wenn es nicht noch zuweilen der Rock gethan hätte, den ich mir in Madrit kaufte.

Die Zeit schwand unbemerkt auf meiner Reise dahin, und ich befand mich schon weit hinter Chalons, als ich beschlofs, einige Tage in irgend einem Dorfe zu ruhen, um die Kräfte meines Körpers durch das anhaltende Fufsgehen nicht zu sehr auf die Probe zu stellen.

Ich hatte einen Mittag meine Kräfte durch das Hinansteigen an einen Hügel sehr erschöpft, als ich dessen Spitze erreichte, und mich nun zur Erhohlung unter

einer Rebenlaube niederwarf. Einige Traubengehänge, die so anlokkend über meinem Haupte sich wölbten, löschten meinen brennenden Durst, und eine herrliche Aussicht ergötzte mich unaussprechlich. Am Fuſse des Hügels, auf dem ich mich befand, breitete sich ein kleiner Landsee aus, dessen Ufer von dunkeln ins Wasser sich neigenden Erlengebüschen eingefaſst wurde. Westlich lieſs sich der See, mit einem sanften Gemurmel in ein tieferes Baſsin herab. Rund um den See erhob sich amphitheatralisch ein Wald, und zog sich gegen mich über sanft schwellende Hügel hinan, die an der östlichen Seite in einen Park sich zu verliehren schienen. Das Thal, welches von ihnen eingeschlossen wurde, füllte ein reizendes Dorf mit einem stolz sich erhebenden Rittersitze aus.

„Hier will ich einige Tage bleiben:" sagte ich zu mir, freudig, ein Ruheplätzchen, das meinen Wünschen entspräche, gefunden zu haben,

Die Hitze war indessen noch zu abmattend, und der Ort, an dem ich mich ausruhte, zu angenehm, um ihn schon zu verlassen. Ich blieb in meiner behaglichen Stellung liegen, und vertrieb mir die Zeit dadurch, dafs ich, durch öfteres Beschauen der herrlichen Environs, sie tief und bleibend meiner Einbildungskraft einprägte.

Indem tönte von der Kirche des Dorfes ein melancholisches Todtengeläute herüber. Der Schall brach sich an den verschiedenen Ecken des Thales, und kam so vierfach und desto dumpfer zu meinen Ohren zurück. Das verstimmte den reintönenden Einklang meines Herzens beträchtlich. „Ach! sprach ich zu mir selbst: so täuscht auch deine liebliche Aussenseite, reitzendes Dorf! so werden auch in dir Thränen der Wehmuth geweint! Wer weifs, wen von deinen Lieben sie itzt zur Erde bestatten.“ Ich weihte dem Verstorbenen — den meine Phantasie sich als liebenden Jüngling oder Mädchen bildete, eine

Thräne, ach unbewufst dafs ich mehr Ursache hätte, diese Thräne zu weinen als irgend einer.

Indessen das Geläute verstummte nach einer Stunde. und nun liefs auch allmählig die Spannung meiner Seele nach. Fröhliche Winzer und Winzerinnen zogen scherzend bey mir vorüber, da der Abend allmählig begann, und erzeugten lachende Bilder in meiner Seele. Auch ward itzt die Gegend überhaupt lebhafter. Von den Feldern kehrten beladene Kornwagen ins Dorf zurück, und auf dem See ruderten einzelne Fischerkähne, die am Morgen ausgesteckten Reisen zu heben. Itzt nahte sich die Sonne ihrem Untergange. Noch wartete ich dies Schauspiel ab, und trat, als ihr letzter Strahl wie ein matter Blitz über die kräuselnden Wellen des Erlensees fuhr, meinen Gang in das Dorf an.

Der Fufsteig schlängelte sich durch ein Haberfeld, das noch mit Halmen prangte, längs dem düstern melancholischen Kirch-

hofe hin. Indem ich an der niedrigen Mauer hingehe, werde ich einige junge Damen gewahr, die in der Mitte des Kirchhofs an einer reizenden Stelle Hand in Hand geshlungen sitzen, und in den Mond schauen, der so eben aufgegangen ist. Neugierig, die Damen, die mir jung und reizend scheinen, näher zu betrachten steige ich über die Mauer und nähere mich ihnen. Sie werden mich nicht gewahr, blicken unverwandt in den Mond, in ihren Augen scheinen Thränen zu glänzen, und sie die Hände sich wehmüthig zu drücken. Itzt bin ich ihnen gegenüber, ziehe ehrfurchtsvoll meinen Hut, und sage: guten Abend, meine Damen!

Sie sehen herab, aber in demselben Augenblicke schreien sie: „Jesus Maria!" springen fort, und in wenigen Augenblikken sind sie verschwunden.

Ich ward unwillig auf mich selbst, die Mädchen erschreckt, und in ihren stillen Betrachtungen gestört zu haben, mufste

aber bald über die sonderbare Art lachen, mit der sie ihr Schrecken äufserten. Itzt schlenderte ich nach dem Wirthshause zu, das nicht weit davon entfernt war.

Die Thüre steht offen, ich trete in das Haus, und aus der Tiefe desselben schreint mir die Flammei des Küchenfeuers, und duftet mir der Geruch von etwas Gebratenem entgegen. Mein Magen meldet sich an, und führt mich gerade zu in die Küche hinein. Ein junges Weibchen steht und backt Kuchen in einer Pfanne. Leise klopfe ich ihr auf die Schültern und sage: „Weibchen! wird für mich auch etwas übrig seyn?" Schnell sieht sie sich um, aber kaum erblickt sie mich, so wirft sie die Pfanne ins Feuer, schreit: Gott sey mir Sünder gnädig! und sprengt mit vor dem Gesicht gehaltenen Händen zur Thüre hinaus.

Ich stand wie aus den Wolken gefallen, und ein unwillkührlicher Schauer bemächtigte sich meiner bey dem Gedanken, dafs mei-

ne unglückliche Person hier wieder Gelegenheit zu traurigen Misdeutungen geben könne. Doch kaum fährt auch ein lichter Strahl der Hoffnung durch meine Seele, dafs diesem Orte vielleicht die Enträthselung meiner so seltsamen Schicksale aufbehalten seyn könne, als ich mich schon wieder beruhigte und leichteren Herzens aus der Küche hinaus in die Wirthsstube trat.

Hier safsen Bauern um einen Tisch, und feyerten bey einem Kruge Wein. Sie waren ganz in Tobackswolken gehüllt und schienen in einem ernsten Gespräche begriffen. Keiner merkt, dafs ich hereintrete, bis mein Ankunftsgrufs sie ihre Köpfe in die Höhe recken macht. Plötzlich scheinen sie in Bildsäulen verwandelt, ihre Pfeiffe entsinkt dem offenstehenden Munde, und schüchtern rücken sie einer an den andern hinan. Ich, den diese so sonderbare Scene befremdete, stehe ebenfalls eine zeitlang unbeweglich, und sehe einem alten

Bauer,

Bauer, der am tollsten zittert, starr ins Gesicht. Indessen sammle ich mich, und, entschlossen die Leute um ihr Staunen zu befragen, nähere ich mich dem Tische. Das war die Loosung zum allgemeinen Aufruhre; schnell sprang ein jeder auf; der Tisch ward, um sich nicht aufzuhalten, umgestofsen, und so stolperte einer über den andern zur Thüre hinaus. In wenig Minuten war ich allein, von lauter Ruinen und fliefsendem Getränke umgeben.

„Bin ich es wirklich noch, oder mein Geist?" sagte ich halb verwirrt zu mir, und meine Hände tappten unwillkührlich auf meinem Körper herum, und sich sinnlich von meinem leiblichen Daseyn zu überzeugen. Freilich war letzteres wohl gewifs, aber um so unerklärlicher diefs furchtbare Geheimnifs. Ich sank auf einen Stuhl, unfähig entscheidend mich zu entschliefsen, was ich thun wolle.

„Gottlob! dafs sie sich endlich finden lassen" erschallte plötzlich eine Stimme,

die mir bekannt schien. Ich blicke auf und — sehe den Bedienten, der mich nach Spanien brachte, Schrecken durchlief plötzlich eiskalt meine Glieder, meine Knie zitterten, und ich wäre beynahe gesunken. Aber ein Gedanke an das verwünschte Spanien, nach dem ich wieder verschickt zu werden glaubte, giebt meinen Nerven ihre Spannung wieder. Ich springe auf, ergreife den Bedienten, der in der Thüre steht, mit festen Händen bey der Brust, schleudere ihn einige Schritte zurück, und sprenge dann mit zusammengerafften Kräften zur Thüre hinaus.

Kaum war ich einige Schritte gelaufen, so höre ich mich verfolgen. Ich blicke mich um, und sehe den Bedienten und noch zwei Menschen hinter mir dreinjagen. Itzt verdopple ich meine Kräfte und bin in wenig Augenblicken zum Dorfe hinaus auf der Landstrafse.

Jedoch diesmahl waren meine Kräfte im Voraus erschöpft und hielten auf die Dauer

nicht hin. Noch eine kurze Anstrengung meiner Kräfte, und dann sank ich ermattet zu Boden.

Itzt erreichten mich keuchend und abgetrieben meine Verfolger. „Lieber Herr!" sagte der Bediente, und faſste mich sanft an der Hand, „wenn sie vordem meinen Anblick flohen: so sehe ich itzt wohl ein, daſs sie Ursache hatten; aber nun komme ich als ein Friedensbote. Folgen sie mir daher ins Schloſs, es erwartet ein Vater mit Sehnsucht seinen Sohn!"

„Ach! rief ich unwillig aus, ihr täuscht mich wieder, wie ihr noch immer thatet — und doch! wie klopft mein Herz bey dem Nahmen Vater, dürfte ich trauen?"

„Das dürfen sie. Fluchen sie mir immer, wenn ich sie hintergehe."

Ich sprang auf und folgte meinen Begleitern, indeſs meine Gedanken von Furcht und Erwartung, Hoffnung und Freude herumgetrieben wurden. Mit jedem Schritte nach dem Schlosse klopfte mein

Herz heftiger. Itzt hatten wir es erreicht und traten in ein erleuchtetes Vorhaus. Der Bediente zeigte mir eine Stube, in die er mich zu treten bat, und lief eiligst eine grofse Treppe hinan.

In der Verwirrung, mit welcher ich ins Haus trat, hatte ich nicht recht gehört, welches Zimmer der Bediente mir angewiesen hatte. Es stiefsen zwey Thüren neben einander. Ich besinne mich indessen nicht lange, und öffne die nächste. Heiliger Gott! wie erschrack ich!

Ein offner Sarg und eine Leiche darinnen stand etwas erhaben, mit Gueridons und vielen Lichten umgeben. Aber das war es nicht, worüber ich so aufserordentlich erschrack. Die Leiche preſste mir einen Schrey des höchsten Erstaunens aus. Ich erblickte — mich selbst im Sarge. Erstarrt vor Entsetzen und zu schneller Ueberraschung, stehe ich eine Zeitlang wie an den Boden gewurzelt, bis endlich ein unwillkührlicher Seufzer aus meiner Brust

sich löst, mein Blut, das in Stockung gerathen zu seyn schien, wieder in Umlauf kam, und ich mich erhohlte, Itzt trete ich näher an den Sarg, reibe meine Augen, kneipe mir vielfältig in den Arm, um zu erfahren, ob ich würklich wache; aber ich mochte thun, was ich thun wollte, unwidersprechlich lag mein eigenes Selbst im Sarge mir vor Augen. Ich zergliederte mir diese Wahrheit itzt einzeln, untersuchte schon furchtloser alles genau; aber das Resultat blieb immer daſselbe. So weit ich mich aus dem Spiegel kannte — und wer sollte sich selbst von dorther nicht ziemlich genau kennen — war auch kein einziger meiner Züge im geringsten anders, als die des vor mir liegenden Todten. Und was noch mehr! Er war vom Kopfe bis zum Fuſse gekleidet wie ich. Denselben rothen Rock mit perlenmutternen Knöpfen, dieselben schwarzseidenen Unterkleider, ja sogar die nehmlichen Schnallen.

Plötzlich gieng mir ein Licht in meinen

Seele auf, meine verlebten Tage lagen mir mit einem male ohne Hülle vor Augen, wenn auch gleich mancher Umstand mir noch nicht ganz deutlich war.

„Das ist", sprach ich zu mir selbst, „wahrscheinlich der Unglückliche, um defsentwillen ich in Spanien herum gejagt wurde. Ich habe in Madrit seine Kleider gekauft, sehe ihm ähnlich, wurde verkannt und zurückgeschickt. Im Dorfe selbst hat man mich für den Geist des Verstorbenen gehalten, darum floh meinen Anblick alles.

Aber eben diese sprechende Aehnlichkeit mit mir, verräth sie mir nicht einen Bruder? O gewifs gewifs, ich werde hier einen geliebten Vater finden."

Indem geht die Thüre auf, ein ältlicher Mann mit einer ernsten traurigen Miene tritt herein. Ich starre ihn an, denn ich glaubte ihn zu kennen. Plötzlich werfe ich mich in seine Arme.

„Ja, rief ich schluchzend aus, ich liege am Vaterherzen. Ich erkenne in ihnen den

Wohlthäter wieder, der 30000 Livres mir schenckte."

Es war wirklich dieser Mann.

Wir weinten beyde an einander gelehnt. Er faſste sich indeſs schneller. „Beruhige dich, sprach er mit unendlich sanfter Vaterstimme, mäſsige deine heftigen Empfindungen."

„O Vater! rief ich aus, muſs unsere Wiedervereinigung unter Thränen geschehen?"—

„So wird Freude auf sie folgen," fiel er mir ein.

„Am Sarge eines Bruders!"

„Du wirst ihn mir ersetzen! doch laſs uns, sprach er, diesen Ort itzt verlaſsen. Wir beyde bedürfen in jeder Rücksicht einer Erholung. Komm, lerne deine übrigen Verwandten kennen, sie werden dich mit Freuden in ihre Arme schlieſsen."

Ich folgte ihm in einen sanft erleuchteten und geschmackvoll decorirten Saal. Drey junge Frauenzimmer saſsen nachläſsig

auf einem Sopha hingegoſsen. Alle von scheinbar gleichem Alter, bezauberndem Wuchs und einnehmender Schönheit. Aber kaum trete ich hinein, so liegt auch eine von ihnen schon an meinem Busen.

„O meine Schwester! rief ich aus, mein Herz sagt es mir."

„Erkennst du mich nicht wieder?" fragte sie, als der erste Rausch der Freude verflogen war.

Ich blickte sie an. „Irgend wo, sprach ich, habe ich dich gesehen."

„Erinnerst du dich nicht der Dame in Trauer?"

„O nun ist mir alles deutlich. Du also warst die gefällige Unbekannte, die nach Spanien mich sprengte? Ich verbeugte mich mit gutmüthiger Satyre gegen sie."

Itzt wandte ich mich gegen die andern Damen, die mir als meine Cousinen vorgestellt wurden, und nun wurde das Gespräch allgemeiner und lebhafter. Dann ward bald zur Tafel gerufen, deren wohl-

thätiger Gaben ich heute mehr als je bedurfte.

Während der Tafel gab ich einigemale zu verstehen, dafs ich nun auch gerne den mir noch unbekannten Theil meiner Geschichte erfahren möchte. Aber mein Vater erklärte mir, dafs er zu einer solchen Erzählung itzt noch nicht fähig sey. Ueberdies wolle er den Erguſs ächter Freude bey unsrer itzigen Wiedervereinigung nicht durch traurige Erinnerungen stören. Itzt müfse nur an Aufheiterung gedacht werden, diese wäre am nöthigsten: er forderte mich daher auf, meine Begebenheiten in Spanien zu erzählen, denn ohnerachtet ihm das wesentlichste davon bekannt sey, so werde es doch aus meinem Munde natürlich einen besondern Reiz erhalten.

Ich gehorsamte seinem Befehle, und schien die Gesellschaft sehr angenehm zu unterhalten. Eine Hauptursache dazu lag darinnen, dafs ich alle jene Eräugnifse itzt aus einem heitern Gesichtspunckte betrachten

konnte. Weil nun meine Laune aufserordentlich gut gestimmt war, und ich es für Pflicht hielt, so viel als möglich die traurigen Bilder aus der Phantasie meiner Verwandten zu vertilgen: so erzählte ich mit einer Munterkeit, und stellte meine Erfahrungen in einem so komischen Lichte auf, dafs es mir gelang, die traurigen Mienen meiner Tischgesellschaft erst in lächelnde, und dann in lachende zu verwandeln. Spät giengen wir schlafen, und die mannigfaltigen Abmattungen meines Ichs an diesem Tage machten, dafs ich am folgenden erst spät erwachte.

Es war der Begräbnifstag meines Bruders. Der Kammerdiener brachte mir eine vollständige Trauerkleidung aus der Garderobe des Verstorbenen. Hier machte ich zum zweitenmahle die Erfahrung, dafs der Körperbau meines Bruders von dem meinigen auch nicht im geringsten müsse verschieden gewesen seyn.

Weil sich niemand von der Familie vor der Begräbnifsfeyerlichkeit wollte sehen lassen, so gieng ich ein wenig aus und durchstrich den Schlofsgarten und die umliegende Gegend. Meine aufserordentliche Aehnlichkeit mit meinem verstorbenen Bruder erregte von neuem Staunen, und auch zum Theil Schrecken bey jedem, der mir begegnete, ohnerachtet die Nachricht von meiner Ankunft schon wie ein Feuer durch das Dorf gelaufen war. Mittags kam ich zurück und speiste allein auf meinem Zimmer.

Nachmittags hob die Trauerceremonie an. Sie war nur einfach, aber um desto rührender, je weniger äufsere Pracht die Aufmerksamkeit des Zuschauers vom wesentlichen abzog. Mein Vater und ich, die ältesten des Dorfes und die ganze Dienerschaft folgten dem Leichenwagen. In der Kirche hielt der Pfarrer eine Standrede, dann wurde ein Lied gesungen, die Leiche im Gewölbe beygesetzt, und wir kehrten nach Hause.

Kaum waren wir wieder da, als zwei Reisekutschen anlangten. Mein Vater sagte mir, er sey entschlossen mit seiner Familie auf einige Wochen auf ein zweites Gut zu gehen, welches acht Meilen von hier läge, um durch die Veränderung des Orts und die Vermeidung des Hauses, in dem sein Sohn gestorben sey, seines Kummers allmälig vergessen zu lernen. Wir schickten uns itzt zur Reise an, die wir nach einer Stunde antraten.

Mein Vater fuhr mit dem Pfarrer des Dorfes, der ihn begleitete, und den er sehr lieb zu haben schien, in einem Phaeton, und ich mit den Damen in einer Kutsche.

Die Stunden, die wir auf dieser Reise zubrachten, waren die angenehmsten meiner bisher erlebten Tage. Ich fühlte es an der Unterhaltung mit meinen reizenden Begleiterinnen, dafs zur Vollendung des männlichen Glückes durchaus

der Umgang mit einem Weibe gehöre, wenn dieses Verstand, Erziehung und Unschuld besitzt, und dafs ich bey meiner vierjährigen Einsamkeit und Entfernung von allem Umgange mit Frauenzimmern mir viele Freuden versagt hatte. Der Mann, der sich ernsten Geschäften unterzieht, und nicht, wenn seine Arbeiten Geist und Körper zugleich angegriffen haben, itzt vom einsamen Pulte zum aufheiternden Cirkel munterer Weiber eilt, nimmt eine gewisse rauhe Aussenseite, die den Mann von Kopf unmöglich zieren, und die nur das Weib mit seinen tausend Reizen weglächeln, und zur gefälligen Form umbilden kann. Ich fühlte itzt diese Wahrheit tief, und fühlte es, dafs die hellsehenden Augen meiner Schwester und Cousinen gerade diese Stimmung meiner Seele erriethen. Sie scherzten deswegen viel mit mir, und versprachen mir sehr in ihre Schule zu nehmen, und ich ihr folgsamster Schüler zu seyn.

Wir erreichten in der Abenddämmerung das Landgut meines Vaters, wo alles zu unserm Empfange eingerichtet war. Auch auf mich wartete schon ein schönes Zimmer und ein eigener Bedienter.

„Sie scheinen, sagte ich zu meinem Vater, meine Ankunft bey ihnen berechnet zu haben."

„Das hatte ich, antwortete er, morgen sollst du das alles näher erfahren."

Wir giengen erst spät in der Nacht auseinander, nachdem wir einen sehr angenehmen Abend verlebt hatten.

Ich erwachte früh, denn itzt war ich wieder in meinem alten Gleise, und machte meine Toilette, welche ich Gottlob gelernt hatte, allein, ohne des sich dabey aufdringenden Bedienten zu bedürfen: Dann strich ich umher, um, was immer mein Erstes war, das Terrain, wo ich mich befand, kennen zu lernen.

Das Schloſs lag auf einer beträchtlich hohen Ebene, und formirte von den Terrassen an der vordern Facade, eine sich auf

mehrere Meilen über das platte Land erstreckende Aussicht. Die Scene, die hier sich dem Auge darbot, war äufserst mannigfaltig. Dörfer und Rittersitze wechselten mit Aeckern, Wiesen und Waldungen ab. Mitten durch schlängelte sich ein kleiner Flufs, der in mehrern Fällen von den hintern Bergen herabkam, und sich in einen Landsee verlohr, der aber, weil er, von dieser Stelle aus gesehen, das äufserste Ende des gegenüber liegenden Horizonts begränzte, ein Weltmeer zu seyn schien. Hinten schlofs sich an den Pallast, denn den Nahmen verdiente das prächtige Gebäude gar wohl, ein grofser französischer Garten, in dem alles verschwendet war, was die Kunst bey ähnlichen Anlagen hervorzubringen vermag. Am äufsersten Ende hob sich plötzlich ein Berg in die Höhe, der mit einem Gebirge zusammenhing. Hier fand ich die Pyrenäen im kleinen wieder, denn die Natur schien hier alle jene Schönheiten und Schrecken vereint zu haben. In

den waldigten und bequemern Theilen des Gebirges waren mehrere Lustparthien angelegt, wo die Aussicht sich zwar weiter erstreckte, aber die Gegenstände auch dem Auge sich schon sehr entzogen.

Ich kehrte itzt zum Schlosse zurück, und fand die ganze Gesellschaft auf der Terrasse vor demselben zum Frühstück. Mein Vater war ungewöhnlich heiter, und so auch die übrigen. Ihrer aller Stimmung glich dem ausserordentlichen schönen Morgen, der bey den hinsinkenden Reizen der herbstlichen Natur um desto willkommner war. Scherze, launigte Erzählungen und Neckereyen jagten hier einander unaufhörlich, und ich gestand mir heimlich, dass, wenn in meinem künftigen Leben auch nur die Hälfte meiner Tage den itzigen ähnlich wären, ich mich vom Glücke sehr begünstigt halten dürfte.

Unterdessen war das Frühstück verzehrt, die Damen eilten zur Toilette, und der

Pfar-

Pfarrer in die Bibliothek meines Vaters. Ich blieb mit ihm allein.

„Ich fühle mich itzt stark genug, sagte er, dir den Aufschluſs über alles zu geben, was dir nothwendig dunkel seyn muſs. Die Zeugen sind entfernt, uns wird keiner überraschen, denn was ich dir zu sagen habe, ist von der Art, daſs ich der Gegenwart eines dritten überhoben seyn muſs."

Mir schlug das Herz gewaltig bey dieser Anrede. Mein Odem stokte, ich vermochte nichts zu antworten. Mein Blick schwebte unverwandt über die vor mir ausgedehnte Fläche hin, und verlohr sich in den Wellen des entfernten Sees. Eine lange Pause. Endlich begann er:

„Daſs ich de l'Aiglemont heiſse, Duc und Pair des Reiches bin, ist dir schon bekannt. Meine Jugendgeschichte übergehe ich.

Sie ist der deinigen nicht gleich. Dir ward eine bürgerliche Erziehung zu Theil, in der dein Herz mit edlen Empfindungen und dein Kopf mit Kenntnifsen bereichert wurde. Aber mich lehrte man blofs die Kunst zu gefallen, und die Kenntnifse, die man mir gab, sollten blofs das Mittel werden, am Hofe, für den ich bestimmt war, glänzen zu können. Ob mein Herz dabey gewönne, oder verlöhre, darauf nahm man nicht Rücksicht, Dem Zufall nur verdank ichs allein, dafs es wircklich nicht böse ward.

Meine Vorbereitungsjahre waren beendigt, ich trat in die Welt. Die Natur hatte mich, was du noch itzt an meinem hinwelkenden Körper gewahr werden wirst, mit einer so männlichen Schönheit begabt, dafs ich nicht unbemerkt und nicht ungeliebt in den Zirkeln erschien, in die mich mein Stand und meine Bestimmung führte. Aber noch hatte meine Stunde nicht geschlagen, ich blieb kalt und gefühllos

bey den tausend Lockungen selbst reizender Damen. Gleichwohl fanden meine Eltern das Interesse ihres Hauses dabey, wenn sie itzt gerade mich verheyratheten. Man trug mir ein junges wirklich schönes und dabey sehr reizendes Mädchen aus einer der ersten Familien Frankreichs an. Diese Parthie schien meinen Eltern um so annehmlicher, weil das Mädchen in mich bis zur Ueberspannung verliebt war. Ich fühlte nichts gegen sie, aber das Zureden meiner Eltern und der mir fest eingeprägte Grundsatz ihnen unbedingt gehorchen zu müfsen, bewirkten es, dafs ich diesem Mädchen die Hand gab. Durch sie kamen grofse Güter an unser Haus, aber keine Ruhe und Freude in mein Herz.

Ich gab ihr meine Hand in einem Zeitpunkt, der der kritischte meines Lebens war. Es waren die Tage, in denen ich dir, unglücklicher Zeuge meiner Vergehungen! das Leben gab Ich hatte deine Mutter schon früher kennen gelernt, als meine nach-

herige Gemahlin. Sie war die Tochter eines schon verstorbenen Pfarrers, ihre Mutter hatte sie längst verlohren, und war mir zufällig bekannt geworden. Du wirst es wifsen, dafs sie alle Reize einer zur höchsten Vollkommenheit ausgebildeten Weiblichkeit hatte. Nicht blos ihr Körper, ihre Seele, und deren aufserordentliche, mich und was ich bin, unendlich übertreffende Vorzüge feſselten mich bis zur Unmöglichkeit dieser Liebe zu entsagen. Und doch ward ich von diesem Urbilde weiblicher Vollkommenheit wiedergeliebt, und ihre Tugend fiel, nicht durch Verführung, sondern in einem durch Klage über mein Schicksal entstandenem Ausbruche gegenseitiger Empfindungen den Tag vor meiner Verbindung mit der Herzogin von Longlierre.

Diese liebte mich, wie schon gesagt, bis zur Ueberspannung, und hieraus magst du die Ursache ahnden, warum die beyden Geschöpfe, denen ich in diesen Tagen das Leben gab, du und dein verstorbener

Bruder, eine so grofse Aehnlichkeit mit einander haben konnten,

Indefs meine ganze Seele hing an Nannetten, deiner Mutter. Zwar dachte ich redlich genug gegen meine Gemahlin, ihr das itzt allein zu seyn, wozu Gesetz und Pflicht mich bestimmten, aber ganz entsagen konnte ich doch deiner Mutter nicht. Ich versetzte sie in eine gemächliche Lage, die dir am besten hekannt ist, und brach meinen Umgang auf ihren ausdrücklichen Willen allmälig mit ihr ab, je älter du wurdest. Endlich kam ich nicht weiter mehr zu ihr, unterhielt aber mit ihr einen Briefwechsel, deren Gegenstand nicht mehr Erguls zärtlicher Empfindungen, sondern wechselseitige Berathschlagung über deine Erziehung war. Selten nur sprach ich sie noch an einem dritten Orte, und dann immer nur als Freund, nie mehr als Geliebter. Du darfst also in deiner Mutter dir kein verächtliches Geschöpf denken, sie war nicht meine Maitrefse; dafs sie aber

in einer Stunde der Leidenschaft fiel, darüber wollen wir einen Vorhang ziehen, so wie Gott ihn gewifs selbst darüber zieht.

Ihr verdanke ich meine ganze Bildung, ihr, dafs ich Geschmack an geistreicher Unterhaltung bekam, durch die ich die glücklichsten Stunden meines Lebens verlebt habe. Sie und ihr Haus war das Heiligthum, zu dem ich floh, um Freuden und Ruhe zu geniefsen, die in dem meinigen mir nicht zu Theil wurden. Der Rausch der Liebe bey meiner Gemahlin flog bald vorüber, und itzt zeigte sich ihr eigenthümlicher Charackter. Sie war anmassend, herrschsüchtig, überaus stoltz. Alles sollte nach ihren Launen gehn, sie wollte über alles disponiren. Nicht blos ihr Departement, auch das meinige rifs sie an sich, und es fehlte nicht viel, dafs sie mir nicht jede meiner Handlungen vorgeschrieben hätte. Es würden die traurigsten Ereigniss zwischen ihr und mir vorgefallen seyn, wenn ich mich nicht theils vor meinem

Schwiegervater gefürchtet hätte, dessen Einfluſs ich in den ersten Tagen meiner Ehe zu groſs werden lieſs, und wenn nicht deine Mutter, ein wahrer Friedensengel mich Geduld und weises Nachgeben gelehrt hätte.

Meine Gemahlin gebar mir drey Jahr nachher die Tochter, die du kennen gelernt hast, das letzte Kind, welches ich von ihr erhielt. Diesem Mädchen war ein unaussprechlich sanfter und weicher Charackter angeboren, aber dies unglückliche Kind misfiel seiner Mutter in dem Grade, als es an Jahren und Verstand, und ihr älterer Bruder an Dummheit, Bosheit und Eigensinn zunahm. Dieser ward ihr und der Groſseltern erklärter Liebling, die gute Lina hingegen zurückgesetzt nnd beynahe verächtlich behandelt.

Was ich auch immer mich dagegen setzte, Louis sollte und muſste blos von den Händen der Weiber erzogen werden, und, ich will dir immer meine Schwäche, wenn du es nicht grobe Vergehung nennen

willst, gestehen, dafs mein Sohn mir eben dadurch gleichgültig, und bey der Verschlimmerung seiner Sitten zuletzt so verächtlich wurde, dafs ich ihn ganz den Führungen der Weiber überliefs. Dagegen suchte ich wenigstens Lina zu retten, und erhielt von ihrer Mutter unschwer die Erlaubnifs, sie aufser dem Hause — wir wohnten in Versailles — nach Paris in Pension zu geben. Hier ward sie vortreflich, und ich erhielt sie nach dem Tode ihrer Mutter rein und unbefleckt aus den Händen ihrer Erzieherin.

Meine Gemahlin starb endlich nach siebzehn unglücklich verlebten Jahren. Sie hinterliefs mir zwar grofse Reichthümer, die in Verbindung mit meinen eigenen mich zu einem der reichsten Männer in Frankreich machten, aber auch einen nicht blos verzogenen, sondern höchst bösartigen Sohn, der mir die Quelle grofser Leiden wurde. Zwar ermannte ich mich itzt, und wandte Strenge bey diesem Buben an, denn ich

hatte keinen Widerspruch mehr zu befürchten, da auch meine Schwiegereltern längst todt waren, aber nun war es zu spät. Die Zügellosigkeit, die man bey seiner Erziehung ihm immer übersehen, und die man liebenswürdigen Muthwillen nannte, hatte unausrottbare Wurzel in seinem Herzen geschlagen. Die Schule die er besuchte, machte ihn mit allen jenen abscheulichen Lastern bekannt, die so anlockend als zerstörend sind. Nicht genug, dafs man ihn verleitete, Mörder seines eigenen Lebens zu werden, so machte man ihn auch zum Diebe. Er bestahl mich, weil ich sein Taschengeld beschränkte, und brachte das Gestohlne in den lüderlichsten Häusern durch; dabey lernte er aus Furcht vor mir heucheln und seine Handlungen mit einem gleifsnerischen Betragen überkleistern.

Mein Herzeleid wuchs mit meinen und seinen Jahren. Gütige Behandlung hätte ihn schwerlich besser gemacht, aber meine Strenge, zu der ich mich damals berechtigt

glaubte, verdarb alles. Er war in die Jahre des reifenden Jünglings getreten, in ein Zeitpunkt, wo ein etwas scharf gehaltener Zaum uns gewöhnlich um desto unbändiger macht. Verführer, die seine Person umlagerten, erstickten endlich ganz den Keim der kindlichen Liebe. Man zeigte ihm meine Behandlung in dem schwärzesten Lichte, erinnerte ihn oft an das Vermögen, das er nach meinem Tode besitzen würde, und liefs ihn durch diese Fingerzeige ahnden, was man ihm geradehin zu sagen zu fein war. Auf seinem Todbette gestand er mir mit Thränen, dafs in diesem Zeitpunkte der Plan mich zu vergiften, oft seiner Ausführung nahe gewesen wäre.

Dies ahndete ich freilich nicht, aber doch andere Ausbrüche seiner zügellosen Bosheit. Ich entschlofs mich daher ihn auf einige Jahre zu entfernen, in der gewissen Hoffnung, Zeit und Erfahrung werde vielleicht ihn bessern. Er sollte auf Reisen gehen, und um seinen Ehrgeiz zu

befriedigen, stattete ich ihm so standesmäs-
sig aus, dafs ich itzt zum erstenmahl Spu-
ren der Zufriedenheit mit mir auf seinem
Gesichte gewahr ward. Zum Gesellschaf-
ter gab ich ihm einen vierzigjährigen Mann
von sehr vieler Erfahrung und Kenntnissen
mit, der in Versailles als das Muster
eines vortreflichen Erziehers bekannt war.

Louis war 19 Jahr alt, als er abreiste,
und dasselbe Jahr war es, in dem ich mit
deiner Mutter übereingekommen war, dich
zu deiner völligen Ausbildung auf Reisen
zu schicken. Ich war froh, als ich euch
beyde auf verschiedenen Wegen aufserhalb
Frankreich wufste, ohne es zu ahnden, dafs
gerade dies eine Grundlage meiner fernern
Leiden seyn würde.

Wenige Zeit vergieng, als schon die
schlimmsten Nachrichten von meinem Soh-
ne einliefen. In Strasburg hatte er sei-
nen Gesellschafter, der ihm wahrscheinlich
lästig seyn mochte, sitzen lafsen, indem er
heimlich nach Wien gieng. Hier, so wie

allenthalben, führte er die lüderlichste Lebensart, gerieth fast immer in Schulden, ward dabey in Schlägereyen verwickelt und entwich einigemahl heimlich der ihm nachstellenden Polizei. Doch ich übergehe alle seine excentrischen Niederträchtigkeiten und berühre nur das, was auf dein Schicksal Bezug hat.

Im Haag trift er gerade in demselben Augenblicke bey dem Wirthshause ein, das du verlässest, um deine Reise nach England fortzusetzen. Du siehst ihn nicht, aber er dich sehr wohl, und findet denn, was jeder gefunden haben würde, deine aufserordentliche Aehnlichkeit mit ihm. Ihm fällt das auf, und er ahndet, was leider wahr war. In der Bestürzung indefs läfst er dich fortfahren.

Je eifriger er der Sache nachdenkt, je mehr er gewisse Anekdoten, die im Publiko nie ganz unterdrückt werden konnten, und die man ihm auch treulich zu Ohren gebracht hatte, mit dieser Erscheinung ver-

glich, um desto wahrscheinlicher ward es ihm, in dir einen Bruder gesehn zu haben. Dies Resultat seines Nachsinnens enthielt hinlänglichen Reiz, mehr von diesem geheimnifsvollen Dunkel zu erfahren. Er schrieb an seine Freunde nach Versailles und Paris, und bot alles auf, der Sache auf den Grund zu kommen. Seine Kreaturen wandten allen möglichen Fleifs und alle mögliche List an, und so gelang es ihnen wirklich den ganzen Zusammenhang der Sache zu erfahren.

Bis itzt hatte er noch ohne Plan um diese Nachrichten sich bekümmert, aber itzt entwarf er einen der allerschwärzesten. Zu seiner Ehre indefs darf ich es sagen, dafs nicht er, sondern seine Verführer, deren er einige bey sich, andere aber in Paris hatte, die ersten Grundlinien desselben zeichneten. Man redete ihm ein, dieser Sohn sey mein Liebling, ich wende alles auf ihn, indefs ich den rechtmäfsigen Erben darben liefse. Ja, was noch mehr

man bildete ihm ein, mein Plan sey, ihn zu enterben und dich legitimiren zu lassen.

Mehr bedurfte es nicht, um ihn in das schändlichste Complott zu ziehen, welches mit wenigen Worten dieses war, dich meuchlings zu ermorden, deine Mutter aber aufheben und in ein entferntes Nonnenkloster von recht strenger Disciplin bringen zu lassen. Ueber diesen teuflischen Anschlag brütete man einige Wochen und führte ihn endlich aus.

Dich aus dem Wege zu räumen, war für ihn ein Schauspiel, bey dem er selbst die Vertheilung der Rollen übernahm. Er reiste zu dem Ende auch nach London, denn er hatte im Haag die Nachricht aufgetrieben, dafs du deinen Weg dahin genommen habest. Wie nun der Meuchelmord intentirt, und wie er fehl geschlagen sey, ist dir am besten bekannt.

Der Plan mit deiner Mutter glückte besser. Drey entschlofsene Bösewichter

fuhren mit einem Wagen vor ihre Thür, und zwangen sie jenes Billet zu schreiben, das du erhalten hast, (aber nicht erhalten solltest) und welches allen Anstrich des Freiwilligen hat. Dann traten sie mit ihr die Reise nach einem Kloster in — an, woselbst schon alles zu ihrem Empfange bereit war

Du kannst dir meinen Schrecken vorstellen, als ich das plötzliche Verschwinden deiner Mutter vernahm. Ich ahndete zwar einen niederträchtigen Ftevel, aber so tief war meine Werthschätzung des boshafte-Sohnes noch nicht herabgewürdigt, dafs ich hier ein Bubenstück von ihm, der überdiefs entfernt war, hätte vermuthen sollen.

Allein ein Brief von deiner Mutter löfste mir bald alle Zweifel. Sie meldete mir den ganzen Vorfall, und bat mich nur für dich noch weiter zu sorgen. Sie selbst wolle, schrieb sie, dem Klosterleben nie mehr entsagen; sie freue sich vielmehr in gott-

geweihter Einsamkeit und Buſse ihr Leben verbringen, und die Uebereilungen ihrer Jugend wieder gut machen zu können. Nach einem Jahre nahm sie den Schleyer und nach zwei Jahren erhielt sie durch meine Verwendung die erledigte Stelle einer Aebtiſsin. Ich dotirte das Kloster reichlich, und sezte sie dadurch in den Stand ein gemächliches Leben zu führen, welches sie denn auch itzt genieſst, und ihr Glück wird noch durch die Liebe und Achtung erhöht, mit der sie das ganze Kloster anbetet.

Um wieder auf dich zurück zu kommen, so wartete ich von dem Empfange deines Briefes an, täglich auf deine Zurückkunft; denn deine Mutter hatte mich darauf vorbereitet. Du kamst, und nun muſs es dir erklärlich seyn, daſs ich es war, der ein kleines Kapital dir schenkte. Daſs ich mit Wärme und Rührung zu dir sprach, wird dich itzt auch nicht mehr wundern. Mein Vaterherz floſs von unnennbaren Ge-

fühlen

fühlen über, und gerade das Bestreben, sie zu unterdrücken, hätte mich dir bald verrathen.

Von der Zeit an flofs mein Leben so ruhig wie das deinige; jedoch mit dem Unterschiede, dafs die Erinnerung an einen bösen Sohn mich manche Thräne kostete. Zum Glücke für mich und die Ruhe meines Hauses, blieb er nach jenem Vorfall noch 3 Jahre im Auslande, und kehrte erst im vierten zurück. Ich hatte mich seinen Forderungen deswegen um so weniger widersetzt, weil ich leider nicht anders, als durch die Abwesenheit meines Sohnes glücklich zu leben hoffen durfte.

Endlich kam auch er zurück, und mit ihm die Quelle unsäglichen Kummers für mich. Zeit und Erfahrung hatten deinen Bruder nicht gebessert, sondern vielmehr seinem Charackter das völlige Gepräge eines entschiedenen Bösewichts aufgedrückt. Sein Verstand war um nichts ausgebildet, und daher hatte er auch nicht einmahl die

die Kunst gelernt, seine jedesmaligen Absichten den Augen der Menschen zu entziehen. Man konnte ein mittelmäfsiger Beobachter seyn, und durchschaute dennoch bald die geheimsten Tiefen seines Charakters.

Grade dieser letzte Umstand war es denn auch, der die Möglichkeit einer Veredelung seines Herzens verhinderte. Personen seines Alters und Standes zogen sich, wo es nur immer die Etiquette zuliefs, vor ihm zurück, nicht vielleicht weil sie besser waren als er, gewifs aber, weil sie besser zu scheinen gelernt hatten. Sein Umgang ward also wieder blos auf Menschen eingeschränkt, die aus eignem Interesse jeder seiner Laune den Hof machten, und zu Erreichung seiner, wann auch noch so boshaften Absichten alle mögliche Kräfte und Mittel aufboten.

Ich sah diesen schrecklichen Verfall seines Charakters, ohne helfen zu können. Vielleicht war ich auch weder klug noch

stark genug gehörige Mittel zu ergreifen, denn diese durften bey einem so tief eingewurzelten Uebel nicht von gewöhnlicher Art seyn. Wie sollte aber die ein Mann kennen, dessen Verstand von dem Geräusche der grofsen Welt nie zu solchen Spekulationen geleitet war! Ich liefs ihn daher handeln, wie er wollte, und suchte nur die bösen Folgen seines Betragens soviel als möglich zu verhindern, und gut zu machen, was er schlimm gemacht hatte. Das aber alles gab mir Anlafs zu unsäglich vielen geheimen Kränkungen und Kummer.

Er war noch kein volles Jahr zurück, als ich meine innigst geliebte Tochter mit dem jungen Düc de Menonville vermählte. Dieser herrliche Mann contrastirte mit meinem Sohne aufserordentlich, ein Umstand, der auch den Grund zur Vermehrung meiner unsäglichen Familienleiden und seines eignen Unglücks legte. Gleich grofs an Geist und Herzen verband er die unerschütterliche Standhaftigkeit eines Man-

nes von Grundsätzen mit der Biegsamkeit eines verfeinerten Weltmannes. Erzogen, wie andre seines Standes, im Glanze eines üppigen Hofes, erhielt er, mitten unter tausendfachen verführerischen Gelegenheiten, die Unschuld und Reinheit eines Herzens, das nie vollendeter aus den Händen vortreflicher Erzieher kam. Und dieser Mann, der Stolz seiner Familie, das angebetete Idol eines liebenden Weibes, muste durch Brudermord fallen.

Er war es, den ich mit Mühe beredete, meinen Sohn zu sich zu nehmen, um ihn durch seinen Umgang und seine musterhafte Lebensart, wenn auch nicht ganz umzuformen, denn das schien uns allen ein unauflösbares Problem, so doch wenigstens für die gesittete Welt geniefsbarer zu machen, und vielleicht ihn allgemach an edle Gesinnungen und Handlungen zu gewöhnen. Eine Zeitlang gieng es besser, als wir mit unsrer lebhaftesten Phantasie es kaum geträumt hätten. Aber es war

nicht die Folge guter Regungen eines für sanfte Gefühle noch nicht ganz abgestumpften Herzens, es war tiefe Verstellung. Denn kaum war er mit seiner neuen Lage vertraut, kaum fühlte er das Beschwerliche seiner übernommenen Rolle: so kehrte er zu seiner alten Lebensart zurück, und wurde ein ärgerer Wüstling, als er vorher gewesen war.

Ein unglücklicher Abend entschied sein und seines Schwagers Schicksal für immer. Der Düc de Menonville hatte Verdrieſslichkeiten gehabt, die ihn, sie waren aber auch ungewöhnlicher und tief kränkender Art, aus der sonst ruhigen Stimmung seines Geistes in eine höchst stürmische versezten. In dieser verhängnifsvollen Stunde tritt mein Sohn, trunken und wüthend über einen ungeheuren Geldverlust in sein Zimmer. Der Düc, jetzt am wenigsten gestimmt die Ungezogenheiten eines Taugenichts anzuhören, begegnet ihm verächtlich. Es kommt zu Vorwür-

fen, beide werden hitzig; am wüthendsten mein Sohn, der endlich nach einem naheliegenden Messer greift, und es seinem Schwager in die Brust stöfst.

Erlafs mir hier alle diese Declamationen über diese so unglückliche Begebenheit, ich weifs, du kannst es ahnden, was ich und meine arme Tochter dabey litten. Der Düc war nicht augenblicklich todt, aber die Wunde zu gefährlich, als dafs er hättc gerettet werden können. Kaum hatte seine Ohnmacht ihn verlassen, in die er gesunken war, kaum konnte er seiner Sprache sich bedienen, als er in uns drang, den Mörder sogleich über die Gränze und in Sicherheit zu bringen. Noch hatten wir von Schmerz übertäubt daran nicht gedacht, aber itzt siegte in mir der Rest von Vaterliebe, den ich doch noch gegen diesen excentrischen Sohn hatte, und vor allen Dingen, ich will es dir offenherzig gestehen, die Furcht vor einer Beschimpfung meiner Familie. Diese stand zu erwarten.

Der Düc de Menonville war ein naher Anverwandter der Frau von Maintenon, und was diese beym verstorbenen Könige galt, ist dir bekannt. Unzufrieden mit meiner Familie seit mehreren Jahren, liefs alles von ihr sich befürchten, wenn sie den Mord ihres Lieblings, denn das war er, erfahren würde. Dies bestimmte uns dann, durch Beförderung einer schleunigen Flucht meines Sohnes einem schrecklichen Ungewitter auszuweichen.

Ich fertigte sogleich eine Stafette ab, um Relais auf allen Stationen zu bestellen, und in wenig Stunden war auch mein Sohn, den itzt die Furcht vor dem Tode oder doch wenigstens der Bastille folgsam gemacht hatte auf dem Wege nach Spanien. Wir hatten, dieses Land gewählt, weil dort eine Nebenlinie unserer Familie sich hinverpflanzt hatte, bey der mein Sohn gute Aufnahme und Schutz sich versprechen konnte.

Den Morgen nach diesem Vorfalle starb

der unglückliche Düc, und sein Tod und die Flucht des Mörders wurde ruchbar. Die Frau von Maintenon wüthete, und die erste Folge davon war, dafs mir und meiner Tochter der Hof verboten, und wir auf Lebenslang nach unsern Gütern verwiesen wurden. Sogleich machten wir Anstalten zur Abreise. Sie gieng auf ihren Wittwensitz. Ich war schon fort, und sie eben im Begrif abzureisen, als der Bediente, den meine Tochter ihrem Bruder mit gegeben hatte wieder eintraf, und die Nachricht brachte, er sey von seinem Herrn, der wahrscheinlich aus Reue eine Art von Wahnsinn zeige, auf der nächsten Station geschlagen und verabschiedet worden. Dieser Umstand wurde ein Grund zu mancherley Irrungen der Folgezeiten.

Meine Tochter kehrte auf ihrer Reise in einem Dorfe ohnweit Nemours ein, und hier giebt ihr ein Bedienter die Nachricht, dafs ihr Bruder, du aber warst es, im Wirthshause sich befinde. Nie hatten diese

Menschen dich gesehen, und deine Aehnlichkeit mit deinem Bruder täuschte sie. Deine unbefangene Handlungen bestätigten die Muthmafsungen jenes Bedienten, dafs du blödsinnig geworden seyst. Diesen Bedienten, der das Räthsel bald hätte lösen können, hatte man in Versailles zurückgelafsen. Itzt glaubte meine Tochter sich noch einmal deiner annehmen zu müfsen, und sorgte daher in aller Eile für neue Relais. Sie vertraute dich, den sie als einen geglaubten Wahnsinnigen sich selbst nicht überlafsen durfte, einem alten Bedienten an, dem sie die Vollmacht ertheilte, dich irgendwo in Spanien, itzt aber am wenigsten bey unsern Anverwandten unterzubringen. Der weitere Erfolg ist dir bekannt.

Unterdessen hatte die Frau von Maintenon Nachricht erhalten, dafs der Mörder nach Spanien entwichen sey. Gerade damals ward ein Courier an unsern Gesandten nach Madrit abgefertigt, der seine Depeschen aus des Königs eigenen Händen

in Gegenwart der Frau von Maintenon erhielt. Er war schon abgefertigt, als letztere aufsprang und dem Könige einige Worte ins Ohr sagte, von denen er, da sie mit einer Heftigkeit gesprochen wurden, blos „Mörder und l'Aiglemont" auffangen konnte. Die Depeschen wurden zurückgenommen, eröfnet, und der König schrieb eigenhändig einige Worte hinzu.

Der Courier geht ab, und spricht in Pamplona bey dem Wirthe ein, dem du in sichere Verwahrung gegeben warst. Als lange Bekannte erzählen sie sich ihre gegenseitigen Begegnisse und itzt erst, da der Courier den Aufenthalt des vermeinten l'Aiglemont erfährt, fallen ihm die Worte der Frau von Maintenon und seine wieder eröfnete Depeschen auf. Er erzählt beydes dem Wirthe, und dieser kluge Mann schliefst sehr richtig, dafs dem Gesandten in Madrit werde Befehl ertheilt worden seyn, den Mörder des Duc mit aller Strenge zu verfolgen. In der Nacht suchte er

daher dich weiter zu schaffen, weil dein Aufenthalt in Pamplona nicht sicher genug war. Du aber vereiteltest bekanntlich seine Vorsorge, indem du entwischtest. Das meldete er mir mit vieler Betrübnifs, wie auch, dafs Spuren eines immer stärker werdenden Wahnsinnes bey dir unverkennbar wären. Ich, der ich deine Rückkehr nach Frankreich befürchtete, und die aufserordentliche Schmach, die alsdenn meiner Familie bevorstand, zu vermeiden wünschte, bot noch einmal alle Kräfte auf, wahrscheinlich traurigen Ereignissen vorzubeugen. Ich gewann den Postmeister von St. Iean Pie de Port, der ohnehin meine Kreatur war, dich sicher wiederum nach Spanien zurückbringen zu lafsen, wenn du dort dich zeigen solltest. Wie er das ins Werk stellte, ist dir bekannt. Denn dafs du in Madrit deines Bruders Kleider, der durch spanische Tracht sich unkenntlich machen wollte, gekauft hattest, dafs du von den Spionen des französischen Gesandten

deiner Kleidung und Gesichtszüge wegen, für den wahren l'Aiglemont gehalten, und als Staatsgefangener nach Frankreich zurückgeschickt wurdest, wird dir nun wohl alles deutlich und klar seyn.

Gleich nach deiner Zurücksendung von St. Jean Pie de Port nach Spanien erhalte ich einen Brief von dem Postmeister, der mir Nachricht von deiner glücklichen Fortbringung giebt, aber mit der nehmlichen Post erhalte ich einen zweyten Brief von meinem eigentlichen Sohne, der mir schrieb, dafs er sich unbekannt auf einem Landguthe in der Sierra Morena aufhalte. Sein Brief athmete zwar einige Reue, aber keinesweges auch nur eine Spur von Wahnsinn. Einen Augenblick stutzte ich, als ich die fast gleich lautenden Data beyder Briefe wahrnahm; bald aber gieng mir ein Licht auf, und ich errieth, dafs mit dir ein Irrthum könne vorgegangen seyn. Ich schrieb nach Paris, und erfuhr, dafs du seit einiger Zeit verreiset seyst. So gleich ertheilte

ich an den Postmeister von St. Jean Pie de Port den Befehl, an dich zu schreiben, dir den wahren Verlauf der Sache zu berichten, und dich nach meinem Landguthe zurückzufördern, woselbst ich nun dich aus dem Staube hervorzuziehen fest entschlossen war. Allein dieser Brief traf dich nicht mehr, du warst schon von neuem wieder entwichen.

Unterdessen starb Ludwig der XIV und die Regierung der Frau von Maintenon hatte ein Ende. Andre Herrscher, andres Interesse. So gelang es mir, bey dem Herzog Regenten Begnadigung für meinen Sohn auszuwircken, der theils selbst darum mich flehentlich gebethen hatte, theils durch seine sigene Schwester und Familie für sich bitten liefs. Noch einmahl siegte meine väterliche Liebe, und die Hoffnung, dafs endlich einmahl Kummer und Reue meinen Sohn würden gebeugt haben, ich ertheilte ihm dahero Erlaubnifs nach Frankreich zurückzukommen.

Aber welch eine Wiedervereinigung! Blafs und entstellt wankte er aus dem Wagen mir entgegen, er brachte den Keim des Todes mit sich, der durch eine plötzliche nächtliche Erkältung in ihm sich erzeugt hatte, nnd nun in ein hitziges Fieber ausschlug. Drey Wochen lang kämpfte er den schrecklichen Kampf zwischen Leben und Tod, und verschied endlich in den Armen seines höchstbetrübten Vaters, der Spuren wircklicher Besserung an ihm zu bemercken Gelegenheit gehabt hatte. Doch ich mahle meine Empfindungen nicht weiter aus. Es ist dir itzt nur um Aufklärung deiner wundervollen Begegnisse zu thun. Aber sie sind dir ja nun auch alle aufgeklärt. Dafs du auf deiner Rückreise durch dieses Dorf kamst, war Zufall; aber dafs alles, was dich erblickte, vor dir zurückbebte, war natürlich, denn deine hohe Aehnlichkeit mit dem Verstorbenen, die der seinigen ganz gleiche Kleidung (denn dein Bruder hatte sich das Gelübte gethan, immer der nehm-

lichen Kleidung sich zu bedienen, um desto lebhafter an den ehemaligen Mord, den er in dieser Kleidung verrichtete, sich zu erinnern) und endlich deine Erscheinung auf dem Kirchhofe am Tage vor der Beerdigung des Verstorbenen würde auch herzhafte und vorurtheilsfreye Menschen, falls sie anders unbefangen gewesen wären, erschreckt haben. Die noch übrigen Kleinigkeiten wirst du dir nun selbst zu erklären wifsen.

Und nun das Wichtigste. Ich habe meinen einzigen Sohn verlohren, von dem ich das angenehme Glück erwartete, meinen Namen auf die Nachwelt fortgepflanzt zu sehen. Aber auch du bist ja mein Sohn, und meiner unendlich mehr würdig, als der, den ich begrub. Ich will dich legitimiren lassen, und meinen Nahmen und meine Güter auf dich vererben. Wie? du scheinst abgeneigt zu seyn. Hierin lasse ich mir nicht widersprechen, ich habe Vaterrechte auf dich, und ich fürchte nicht, dafs du

unsre Vereinigung mit Ungehorsam entehren werdest. Du wirst mir nicht die süfse Freude rauben, in dir einen Sohn zu besitzen, der in meinem herannahenden Alter mein höchstes Glück seyn, und mir frühere Leiden mit Liebe und Zuneigung vergelten wird."

Weinend fiel ich meinem guten Vater um den Hals.

Noch einige Tage blieb ich in dem frohen Cirkel meiner Verwandten, und alsdann reiste ich ab, um verabredetermaafsen meinem Zwecke dadurch näher zu kommen. Ich wollte zuförderst meine Mutter besuchen, und alsdann nach Paris gehen, woselbst zu einer bestimmten Zeit auch mein Vater eintreffen wollte, um dem Herzog Regenten mich vorzustellen, und meine Legitimation zu bewirken. Voll von

den

den glühendsten Hoffnungen warf ich nach dem Abschiede von meiner Familie mich in den Reisewagen.

Die Wiedervereinigung mit meiner vortreflichen Mutter war ein Herzensfest, dergleichen es wenige giebt. Ungern trennte ich zur bestimmten Zeit mich wieder von ihr; aber die Hoffnung, in der Folge sie öfterer und länger geniefsen zu können, richtete mich wieder auf.

Nicht lange darnach empfing mich mein einsames Dachstübchen in Paris. Wie wohl mir beym Eintritte in dasselbe war, begreift nur der, welcher solche Freuden, wie ich in diesem Erker genofs, zu schäzzen versteht. Aber nur 24 Stunden lang war meine Frende lauter und ungetrübt.

Den Morgen nach meiner Ankunft sollte mein Vater eintreffen, aber statt seiner kam ein schwarzgesiegelter Brief, der alles Schreckliche mich ahnden liefs. Leider überstieg der Inhalt noch meine Ahndung. Mein Vater war plötzlich vom Schlage gerührt,

als er in den Wagen steigen, und nach Paris abgehen wollte. Wenig Stunden nachher verschied er, ohne in dem Zwischenraume seiner Sprache mächtig zu seyn. Sonach waren alle meine glänzenden Hoffnungen wiederum in ihr nichts zurückgesunken. Der künftige Düc blieb nach wie vor Bewohner seines Dachstübchens, und ein, nur einem kleinen Cirkel bekannter Dichter.

Als die mildthätige Zeit meinen Gram über den Tod des Vaters gemildert hatte, focht weiter kein Kummer mich an. Meine frohe Laune siegte, und Gewöhnung an Arbeit und eine stille Lebensart liefs keinen Mangel und keine traurigen Ereignifse für die Zukunft befürchten.

Und so lebe ich dann itzt wieder auf meinem ehemaligen Fufse. Keine eingebildete glücklichere Zukunft verbittert mir den Genufs der Gegenwart, und wenn auch zuweilen der Dämon der Unzufriedenheit sich meiner bemeistern will, so erinnere ich mich daran: dafs Unabhängigkeit, weise Mäfsigung, und ein frohes Herz ein Glück sind, das *selten* der Reichthum und *niemals* der blofse Rang zu gewähren vermag.

III.

Wahrnehmung am Morgen.

III.

Wahrnehmung am Morgen.

Wahrnehmung am Morgen.

Eine Novelle.

In einem kleinen Fürstenthume Deutschlands, das zwar nur in einem Bezirke weniger Quadratmeilen ein paar Städtchen nebst einigen Schlössern zählte, das aber von einem weisen und öconomischen Fürsten beherrscht wurde, hatte seit einiger Zeit auf einem Gute, in einer höchst romantischen Gegend, ein Mann sich niedergelassen, der Anfangs allen seinen Nachbarn ein Räthsel, nachher aber ein Orakel wurde. Niemand kannte den reichen Walter anders, als unter diesem Namen; denn da er ohne alle Prädicate bürgerlichen

Ranges bey der Nachbarschaft sich produ cirte, so wollte man ihm wenigstens dieses geben, weil auf unsrer titelsüchtigen Erde doch schon einmal alles getitelt werden muſs.

Aber dabey konnte und mochte die neugierige Nachbarschaft nicht stehen bleiben. Die Erscheinung des reichen Walters hatte alle Sprachorgane in Bewegung gesetzt. Er war der Vorwurf auf den Assembleen des benachbarten Adels, so wie bey den Trinkgelagen der ehrsamen Bürger im nahbelegnen Residenzstädchen. „Wissen sie noch nicht, fragte man sich bey jeder Zusammenkunft, wer der reiche Walter denn eigentlich sey?" „Wo in aller Welt mag er doch zu Hause gehören, und was kann ihn doch bewogen haben, sich gerade hier niederzulaſsen? — Ein sonderbarer Mann! — Er scheint Gesellschaft eben nicht zu fliehen, aber aufsuchen, nein das thut er nicht! — Er weiſs sehr angenehm zu unterhalten, und, meinen sie wohl, er ver-,

steht das Gespräch immer so zu drehen, dafs man ihm alles, wie nach dem Rosenkranz abbeten mufs, was man auf dem Herzen hat. Aber er selbst, ja so verschlossen wie er ist, das glaubt niemand! Will wan ihn ausfragen, so antwortet der Schalk eine Zeitlang ganz treuherzig, und glaubt man ihn fest zu haben, und nun endlich hinter die Wahrheit zu kommen, so leitet er das Gespräch unvermerkt auf einen andern Gegenstand, und ist noch so gut, einem die Beschämung darüber zu ersparen, dafs alle Pfeile der Versuchung von dem eisenfesten Panzer seiner Grundsätze abprellen. — Aber das lafs ich mir nun einmal nicht ausreden, seine Lebensgeschichte würde sehr interessiren, wenn man sie nur wüfste. Haben sie wohl bemerkt, welch ein melancholischer Zug unter seinen grosen blauen Augen liegt? — Wirklich, man möchte mit weinen, wenn er zuweilen in der Gesellschaft abwärts gekehrt, vor sich hinstarrt. Aber doch, treten sie auch selbst

in diesem Augenblicke, wo sein Geist in wehmuthsvollen Erinnerungen sich zu verliehren scheint, zu ihm hin, fangen sie das unbedeutenste Gespräch über Wind und Wetter mit ihm an, sogleich wird sein Gesicht sich erheitern, und er wird ihre fadesten Bemerkungen, bey denen ein andrer einschlafen möchte, mit einer Aufmerksamkeit anhören und beantworten, dafs er sie unwidersprechlich an sich ketten wird. Dafür liebt den wunderbaren Mann aber auch alles, was ihr nur kennt, und wer ihn nicht kennt, gewinnt ihn doch beym ersten Anblicke lieb. Da sollten sie nur sehen, wie er in dem Dorfe, bey dem er wohnt, angebetet wird, und er ist doch so gar lange noch nicht hier. Aber was thut er auch! — Kaum hatte er sein Guth angetreten, so gieng er von Haus zu Haus bey seinen Nachbaren herum. Da redete er mit den Alten von der Wirthschaft, mit den Jüngern von der Zukunft und ihren Hoffnungen, und mit den Kin-

dern spielte er, und brachte ihnen spielend gute nützliche Lehren bey. Mit einem Worte, er ward allen alles. Noch mehr! — er wufste die Wirthe im Dorfe durch seine anscheinend zweklosen Gespräche so herumzulenken, dafs sie ihm den ganzen Zustand ihrer Wirthschaft haarklein erzählten. Da waren denn manche seit mehreren Jahren sehr zurückgekommen, vielen fehlte es an Vorschufs, um diese oder jene nützliche Einrichtung zu machen, und andere hatten nicht Kenntnisse und Verstand genug, ihre Haabe gehörig zu benutzen, oder das Erworbene zu Rathe zu halten. Da gieng er von keinem fort, dem er nicht entweder mit Geld, oder gutem Rathe geholfen hätte, und in beydem wufste er sich so vortreflich zu benehmen, dafs auch selbst die Aeltesten und Klügsten sich nicht schämten, von ihm Geld zu erhalten, oder belehrt zu werden. Aber er mufs auch ein erstaunend gelehrter Mann seyn. Zwar wird er ihnen seine Kenntnisse nie zur

Schau tragen, und ihnen lange auszubeugen suchen, ehe er sich auf etwas wissenschaftliches mit ihnen einläfst. Aber läfst er sich endlich mit ihnen ein, dann mögen sie sich auch zu rathen wissen. Und wenn sie Doctor in ihrer Wissenschaft, von der sie sprechen, wären, so werden sie nachher gestehen, dafs ihre Begriffe durch ihn in vielen vermehrt und berichtigt sind, und dafs sie manche Dinge itzt in einem weit hellerem Lichte betrachten, wie vorher. Besonders werden sie finden, dafs er ein Finanzier, Cameralist, Oeconom, Rechtsgelehrter und Arzt sey, wie nur einer in des heiligen Römischen Reichs Gränzen zu finden seyn mag. Kurz, er ist ein seltener Mann, ein wahrer Vogel Phönix, wie wir ihn unstreitig in unserm Fürstenthume nur je mögen gehabt haben. Schade, dafs man nicht mehr von ihm weifs! — Doch er wird wohl einmahl heyrathen. Nun wenn das erst seyn wird, so soll es wohl verlautbaren, wer er ist, oder die Weiber müfsten aufhören Weiber zu seyn."

Man sieht, das ehrsame Publikum dieses Fürstenthums hatte den reichen Walter genau ins Auge gefafst, seine Handlungen, seine Worte, seine Mienen sorgfältig controlliret, und man mufs gestehen, dafs es ihn nicht unrichtig charakterisirte. Er war wirklich so ein Mann, wie ihn die geschwätzige Zunge der Neugierigen schilderte, und wenn er auch gleich in Rücksicht seiner so verschiedenen Kenntnisse, sich nicht, wie man zur Stelle wohl glaubte, das Primat im ganzen heiligen Römischen Reiche zueignen dürfte, so war es doch unläugbar, dafs er selbst in Absicht so heterogener Wissenschaften, ein sehr gelehrter Mann war.

Er stiftete mit seinem Gelde und Kenntnissen unsäglichen Nutzen, und erndtete dafür auch die süfse Belohnung ein, dafs man es öffentlich und heimlich gestand, dieser Mann sey zum Segen des Fürstenthums ins Land gekommen. Die gutmüthigen Einwohner desselben hatten darüber

nur eine Stimme, und wirklich schien dieser Mann eine Ausnahme von der Regel zu machen, dafs ein allgemein geachteter und beliebter Mensch nicht ohne Neider, und also auch nicht ohne Verfolger seyn könne. Hier war das wirklich nicht der Fall, im Gegentheil wünschte man einmüthig den reichen Walter an den eigentlichen Posten, wo er sich hinschickte, nehmlich bey der Landesregierung, zu sehn. Alsdann, glaubte man, müfste alles noch sehr viel besser gehen, als es itzt wirklich schon gieng. Man gab ihm daher dies oft zu verstehen, und rieth ihm in landesherrliche Dienste zu treten. Auf solchen Antrag pflegte er dann nicht gerade hin mit dürren Worten zu antworten. Er führte die, welche des obigen Wunsches aller Einwohner wegen in ihn drangen, in seinem Gütchen herum, zeigte ihnen alle Anlagen, die er schon gemacht hatte, schilderte ihnen seine unabhängige und doch so wirksame Thätigkeit, machte sie mit den Aussichten seiner glück-

lichen Zukunft bekannt, und fragte sie dann, ob er selbst als erster Minister wohl so viel Gutes zu stiften, und auch zugleich dabey so ruhig und unbeneidet zu leben im Stande wäre, wie in seiner itzigen Lage. Darauf konnte man dann gewöhnlich nichts antworten, und überliefs mit dem Achselzukken der Bedaurung über mifslungne Versuche, den sonderbaren Mann seinen Grundsätzen, die man doch ins geheim zu billigen nicht umhin konnte.

Dafs indessen der reiche Walter über seine Herkunft, Stand und bisherige Schicksale, ein so ganz geheimnifsvolles Dunkel zog, war mehr sonderbare Grille, die einzige vielleicht, deren man ihn beschuldigen konnte, als irgend eine zu seinen itzigen Umständen benöthigte Vorsicht. Sein Leben bis zu diesem Zeitpunkte war theils so schuldlos, theils so ganz ohne auffallende Ereignisse gewesen, dafs das Publikum des Fürstenthums vielleicht in gröfseres Erstaunen über das Unbedeutende seiner Lebens-

geschichte gerathen wäre, als es itzt über seine Verschwiegenheit war. Das einzige, was den reichen Walter vielleicht noch bestimmen konnte, hinter dem Schleyer des Geheimnifsvollen zu bleiben, war, bey der Erzählung seiner Lebensgeschichte sich eine gewisse unangenehme Erinnerung zu ersparen, die keine andere als widrige Eindrükke bey ihm zurücklassen konnte.

Er war der Sohn eines zu seiner Zeit wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse, seiner rastlosen Thätigkeit für das Gute, und seiner unbestechbaren Rechtschaffenheit allgemein beliebten Ministers in einem Churfürstenthume Deutschlands. Er hatte frühe seine Mutter verlohren, und der Vater hatte auf die Erziehung seines einzigen Sohnes, und des Erben so vieler Güter und eines so grofsen Vermögens alle nur ersinnliche Mühe gewandt. Selbst in seiner Jugend in einer fast klösterlichen Einsamkeit unter lauter Büchern und Wissenschaften erzogen, wich er in Absicht auf seinen Sohn

von den Grundsätzen seiner eigenen Erzieher nicht im geringsten ab. Glücklicherweise entsprach das Temperament und die Neigungen des jungen Walters dieser sonst nicht überall anwendbaren Methode. Die Folge davon war, dafs er in einem Alter, in welchem andere Knaben ihre Spiele noch nicht verlassen mögen, schon solche Kenntnisse sich erworben hatte, die itzt einen die Akademie beziehenden Jüngling ehren würden. Natürlich kam er auf diese so vorbereitet hin, dafs er sogleich zur Erlernung der schweren Wissenschaften übergehen konnte, und ein Gelehrter werden mufste, wie unter so glücklich zusammentreffenden Umständen ein talentvoller Kopf es nur werden kann.

Das beste dabey war, dafs er bey allen diesen Kenntnissen doch für die Welt und das gesellschaftliche Leben nicht verlohren ging. Die ausgesuchteste Gesellschaft feiner Köpfe aus den ersten und gebildetsten Ständen, die wöchentlich einigemale bey sei-

nem Vater sich versammelten, schliff dem jungen Menschen die rauhe Aussenseite ab, die der unausgesetzte Umgang mit leblosen Büchern so leicht hervorbringt. Und eben so fehlte es ihm auf der Akademie bey seinem Stande und seinen Empfehlungen nicht an einem Umgange, der sein Aeufseres in die gefälligste und reizendste Form brachte. Er kehrte an Geist und Herzen ein vollkommner Mann in seine Vaterstadt von der Akademie zurück. —

Er hatte noch das Glück, einige Jahre lang den so belehrenden Umgang mit seinem würdigen Vater zu genieſsen. Dieser führte ihn in alle Geheimniſse der Staatswirthschaft ein, die sein durch Erfahrung genährter, und durch Philosophie berichtigter Geist in einer langen Reihe von Jahren auf das gründlichste sich bekannt gemacht hatte. Auch diese Zeit verlebte der junge Walter in seinen Büchern und Akten vergraben. Nun aber starb der Vater, gerade zu einer Zeit, als die churfürstliche

Regie-

Regierung sich änderte. Der neue Regent, der den Stuhl bestieg, hatte nicht die Grundsätze seines Vorgängers, und da Walter bemerkte, dafs diese mit den seinigen nicht im geringsten übereinstimmten, so machte ihm dies keine Lust sich um churfürstliche Dienste zu bewerben. Er zog sich auf eines seiner Landgüter zurück, beschäftigte sich wieder unausgesetzt mit den Wissenschaften, und suchte das Erlernte auf den Kreis anzuwenden, in dem er wirksam zu seyn Gelegenheit hatte.

Aus dieser philosophischen Ruhe mufste ihn das Wesen reifsen, das in dieser Welt voll Widersprüche, eben so oft die Quelle unsäglichen Kummers, als namenloser Freuden wird — Liebe. Noch war er unangefochten von ihr durch dieses Leben gewandert, aber itzt — er lebte in der andern Hälfte des dritten Decenniums — schlug seine Stunde. Ein Familienfestin rief ihn vom Lande in die Residenz. Ungern verliefs er den Sitz seiner prunklosen

Glückseligkeit, wo ihn gerade damahls theils das Studium der neuesten Staatengeschichte, theils die Ansetzung einiger Familien auf einem eben urbargemachten Landstriche gleich angenehm beschäftigte. Ach hätte ein guter Genius ihm zugeflüstert. „Zum letztenmahle gehst du mit weiser „Gleichmuth aus dem Erbe deines Vaters, „wenn du zurückkehrst, brennt die Wuth „einer zerstöhrenden Leidenschaft in dir!" er würde der stillen Beglückung seiner selbst, und anderer, die Beobachtung der Etiquette aufgeopfert haben. Aber die Hand des Verhängnisses lag schwer auf ihm in dieser Stunde.

Das Familienfestin, dessen Ursache die Vermählung einer nahen Verwandtinn war, dauerte einige Tage, und ward theils in der Residenz, mehr aber noch auf dem nahgelegenen Landguthe der Neuvermählten gefeyert. In dem Cirkel der Personen, die dieses Fest feyerten, lernte er Jna von Wersburg kennen, ein Frauenzimmer,

das von der Natur durchaus geschaffen war, Liebe zu nehmen und Liebe zu geben. Der hohe Reiz, den sie für jeden hatte, der sie näher kennen lernte, lag nicht in einer vollendeten meisterhaften Form und Farbe, denn hierin konnte vielleicht noch manches Mädchen von ihrem Alter mit ihr wetteifern; aber der hohe Geist und hellblickende Verstand, der aus ihrem grossen schönen blauen Auge sprühte, und von ihrem zauberischen und zum wollüstigen Kufse geformten Munde herabfloſs; die unaussprechliche Liebenswürdigkeit, mit der sie, wenn sie wollte, ihre Empfindungen äusserte; ihr Gang, ihr Tanz, ihre Sprache, ihre Art zu handeln, hatte so ungemein viel Anziehendes, daſs es kein Wunder war, wenn sich schon frühzeitig eine Menge Anbeter um sie herumsammleten.

Unserm Walter indessen glückte es, ihr Herz zu gewinnen. Er hatte Umgang bey ihrem Vater gesucht und erhalten. Itzt gieng nun alles den gewöhnlichen Weg,

den die Liebe zu nehmen pflegt, von dem leisen Seufzer und verstohlnen Blicke an, bis zur unaussprechlichen Wonne des ersten Kufses, und des leise Gelispelten: „ich liebe dich." Das glückliche Paar schwamm, wie man sagt, in einem Meere von Wonne.

Aber es war nur die vorüberwehende Kühle eines erfrischenden Windes bey drükkender Sonnenhitze. Der kurze Zeitraum von 14 Tagen änderte ausserordentlich viel. Walter hatte eine Reise vor, um gewisse ökonomische Geschäfte abzuthun, nach deren Beendigung er laut um Inas Hand und Herz werben wollte. Der Abschied war über alles rührend, Ina schien von allen Freuden der Welt sich trennen zu müssen, als Walter das letzte Lebewohl für eine so kurze Zeit ihr sagte. Aber welch ein Sporn war das für ihn zu eilen, und mit welcher Sehnsucht schwebte er nicht in Gedanken um die geliebte Ina, die, um es kurz zu schildern, „sein Tag-

gedanke und sein Traum war."
Endlich war er wieder bey ihr. —

Doch Ina schien dasselbe Mädchen nicht mehr. Kein freudiger Aufruf, keine Erheiterung ihres Gesichts bey seinem Eintritte in die Stube. Sie stand ceremoniös von ihrem Arbeitstische auf, und empfieng ihn kalt und fremd. Kaum dafs der tief empfindende Walter bey diesem Auftritte seines Bewufstseyns mächtig blieb, er stammelte einige Worte und empfahl sich, um seinem Herzen Luft zu machen.

Von diesem Augenblicke nahm ihre Kälte und fremdes Betragen merklich zu. Sie vermied sogar auf alle Weise mit Walter auch nur einige Augenblicke allein zu seyn, und wenn er selbst in diesen Augenblicken sie an ihre ehemaligen Verhältnisse erinnern wollte, so lenkte sie entweder das Gespräch auf etwas anders, oder sprach von der nur kurzverflofsnen Zeit in einem so wegwerfenden Tone, dafs man nicht unschwer

abnehmen konnte, sie rechne ihr damahliges Betragen unter ihre Jugendsünden.

Aber um die Ruhe des armen ehrlichen Walters war es itzt auch geschehen. Er zog sich auf sein Landguth zurück, und brütete in stummer Einsamkeit über sein trauriges Loos, und nicht selten erhielt in dieser melancholischen Stimmung Lebensüberdrufs bey ihm die Oberhand. Weder die Wissenschaften, noch die Aufnahme seiner Güther, hatten irgend einiges Interesse mehr für ihn. Seine Verwalter referirten, aber erhielten keinen Bescheid; es liefen Bittschriften ein, aber sie blieben unerbrochen liegen. Die angefangenen Bauten wurden nicht weiter fortgesetzet, die Verbesserungen nicht ausgeführt, und der Edelhof, der sonst der Sammelplatz einer Menge von heiteren, mit nützlichen Arbeiten beschäftigten Menschen war, gewann das Ansehen einer menschenfeindlichen Einöde, in der sich nur selten ein menschliches Gesicht, und dann nur immer ein trübsinniges, blicken liefs.

Doch diese gänzliche Zurückgezogenheit von allen Menschen und allen Geschäften vermehrte nur noch die Wuth seiner Leidenschaft, die die Gesundheit seines Körpers zerrüttete, und ihn in ein Schattenbild umwandelte. An einem heitern Herbstmorgen, an dem die reine stärkende Luft seinen Nerven mehrere Spannung gab, fuhr ihm, wie von einer wohlthätigen Gottheit eingehaucht, der Gedanke durch die Seele, dafs er auch ohne Ina hienieden noch glücklich werden könnte. Er ermannte sich, und faſste den heiligen Entschluſs ihrer zu entsagen, zugleich aber auch diese Gegenden auf immer zu verlassen, in welchen Ina's Nachbarschaft nur zu leicht einen Rückfall seiner Leidenschaft befürchten machte. Da aber der Liebende so gern aus jedem Umstande Hoffnung schöpft, so entschloſs er sich, Ina seinen Abschied aus diesen Gegenden zu entdecken, indem er dann entweder ihren Hartsinn zu beugen, oder doch wenigstens aus ihrem Betragen

auf eine für immer entscheidende Antwort schliefsen zu können sich einbildete,

Nur den letzten Endzweck erreichte er. Ina nahm die Nachricht von seiner Abreise so auf, wie man sie von einem wildfremden Menschen empfängt, und entliefs ihn mit Wünschen für sein Wohl in bester Form. Mit welchen Empfindungen Walter ihr Haus verliefs, kann man leicht denken, doch je heftiger sie waren, desto schneller gingen sie vorüber, Die Vernunft hatte einmahl ihren Sieg errungen, und behauptete sich nun auch standhaft in dem Besitz, ihrer Rechte: Walter führte seinen Plan aus, verkaufte seine Güter, und brachte dann den Winter in zweyen Residenzen Deutschlands zu, wo theils die vielen Zerstreuungen das Andenken an Ina schwächten, und ihn immer mehr aufheiterten, theils sein Umgang mit Gelehrten und Staatsmännern aller Art, seine Kenntnisse und Erfahrungen noch immer mehr berichtigten.

Das heitere Erwachen der Natur im

nächsten Frühlinge vollendete die Besserungsgeschichte Walters, und gab ihn sich selbst wieder. Mit dem ersten Grün, das die Wiesen bekleidete, verliefs er die Residenz eines grofsen Königs, und durchstreifte einen Theil Deutschlands, und die Schweiz. Auf diesen Reisen lernte er die vortrefliche Landesregierung, und die höchst romantischen Gegenden des kleinen Fürstenthums kennen, in dem er sich bald darauf niederliefs. Unwiderstehlich fesselte ihn mitten im Gebirge eine sehr treflich gelegene Solitüde, die in einem Kreise der herrlichsten, durch die kunstreiche Hand der Menschen nur wenig gehobenen Naturscenen lag. Allein er konnte sie nicht käuflich erstehen, denn sie war fürstliche Domaine. Aber in der Nachbarschaft derselben kaufte er sich an, liefs sich nieder, und führte nun das Leben, von dem der gutmüthige Bürger oben eine so treue Schilderung gab.

Hätte Walter den Einwohnern des

Fürstenthums seine im Ganzen so sehr alltägliche Geschichte bekannt werden lassen, so ist es sehr wahrscheinlich, dafs sie dieselbe für ein Mährchen würden aufgenommen haben, denn sie suchten einmahl in ihm etwas ausserordentliches. Aber dafs unserm Walter gerade dieses Streben und Forschen nach seiner wahren Geschichte ein Vergnügen machte, und dafs er gerade um defswillen ein desto geheimnifsvolleres Dunkel um dieselbe zog, gilt wenigstens bey uns für einen Beweis, dafs seine ekstatische Liebe für Ina gänzlich aufgehört hatte, und wirklich erinnerte er sich an sie nur noch wie an einen schönen Traum, dessen man zwar noch in den ersten Wochen gedenket, der aber in der Folge alles Interesse verliehrt. Er war wieder Mann, wieder Er selbst geworden.

Nach gerade hatte Walter für das Publicum des kleinen Fürstenthums den Reiz der Neuheit verlohren, und man sprach nicht mehr von ihm, bis in dem

Sommer des andern Jahres das Getraide der Erndte entgegenreifte, da führte er als hochbeglückter Ehemann Minchen Waldbrun, die Tochter einer Prediger-Wittwe, aus der Residenz in sein Gütchen heim. Er hatte nun endlich gefunden, was er, seit Inas Verbannung aus dem Kreise seiner Wünsche, so sehnlichst gesucht hatte, ein Mädchen, das das Glück seines Lebens zu machen im Stande war. Ausser den gewöhnlichen Eigenschaften, die man von einer künftigen Gattinn so gern fordert, dafs sie nehmlich jung und schön sey, besafs sie noch die, einer vortrefflichen Erziehung, durch die sie, an eine stille häusliche Lebensart gewöhnt, ihr Glück nur in dem Glücke derer, die ihrem Herzen theuer waren, zu suchen gelernt hatte. Vorzüglich hatte ihre treffliche Mutter dahin gearbeitet, das Herz ihrer jungen Tochter vor Wünschen aller Art zu bewahren, und blos mit dem Genusse der Gegenwart sich zufrieden zu bezeigen; da-

her sie auch, wie Walter sie endlich als Gattinn in die Arme schlofs, kein grösseres Glück kannte als ihm zu gefallen und mit allen ihren Handlungen dahin zu streben, den Beyfall seiner Zufriedenheit zu erhalten. Dafür ward sie aber auch dem Herzen ihres Mannes unaussprechlich theuer, dafs er auch nur sein ganzes Glück in dem ihrigen suchte. Wenn es hienieden unter dem Monde eine glückliche Ehe geben kann, und je gegeben hat, so war es diese.

Ungefähr acht Wochen nach der Heyrath, es war in den ersten Tagen des Septembers, fuhr Nachmittags eine Reisekutsche mit vieren bespannt rasch in das Hofthor ein. Walter eilte, seinen Gast zu bewillkommen. Es war ein Mann, mit dem er gern umging, der Hofrath Droost, welcher in landesfürstlichen Diensten stand. Walter kannte ihn noch aus seinem Vaterlande her, wo er unter seinem Vater als Subaltern bey einem Landescollegio gear-

beitet hätte. Er war nicht mehr jung, aber dafür um desto reicher an Erfahrungen, übrigens ein Mann von anerkannter Rechtschaffenheit und grofser Brauchbarkeit in den Geschäften seines Landesherrn. Es war allemal ein Fest für Walter, wenn der Hofrath ihn besuchte, denn dieser war, wenigstens unter den Personen, die Walter im Fürstenthume kannte, der einzige Mann, von dem er noch etwas lernen konnte, und überdies ihm mit Freundschaft und Liebe zugethan.

„Was bringt sie heut in Reisekleidern zu mir"? fragte Walter, aber aus seinem Auge leuchtete zugleich ein freudiger Dank hervor, den er der ihm noch unbekannten Ursache dieses Besuches zollte.

„Ich gehe, antwortete Droost, in landesherrlichen Geschäften nach *** und bin einen halben Tag früher ausgereist, um mit ihnen wieder einmahl einen Abend zuzubringen, weil ich das doch so selten

kann." Und wirklich konnte er es seiner ausgebreiteten Geschäfte wegen nur selten.

Walter, zwar immer herzlich froh, weil er es dankbar erkannte, dafs seinem Glücke nichts mangle, war es wenigstens heut in dem Grade mehr, wie man es gewöhnlich ist, wenn ein herzlich guter Mann, der nicht oft uns besucht, in den Kreis unsrer Familie kommt. Zwar trübte es einigermaafsen die Heiterkeit beyder Freunde, dafs die junge Frau, welche Uebelkeit empfand, sich frühzeitig von ihnen trennte, und in ihr Schlafzimmer gieng; aber da das bey jungen Ehefrauen keine ungewöhnliche und keine gefahrvolle Erscheinung ist, so unterbrach es die frohe Unterhaltung auch nur auf einige Minuten.

Der Hofrath Droost hatte soviel Neues mitgebracht, und gab zu ihrer gegenseitigen Unterhaltung so vielen interessanten Stoff, dafs Walter nicht allein mit ganzer Aufmerksamkeit an dem Munde seines Freundes hing, sondern dafs die Nacht

ihn auch so schnell überraschte, wie es sonst in der Unterhaltung mit seiner Minna der Fall war. Das Gespräch muste abgebrochen werden, weil der Hofrath schon früh wieder fort wollte, und des Schlafes höchst benöthigt war. Beyde schieden daher in ihre verschiedene Schlafzimmer.

Kaum graute der Tag, als Walter, den der Schlaf in eisernen Armen hielt, verabredetermafsen geweckt wurde, indem er mit seinem Freunde noch einige Stunden des schönen Morgens geniefsen wollte. Er trennte sich daher von der Seite seines lieben Weibes, das noch in süssem Schlummer lag, und in unanssprechlichen Reizen den Anblick eines verkörperten Engels darbot. Ihre rechte Hand ruhte unter ihrem Haupte, sie schien unruhig geschlafen zu haben: Jungfräuliche Röthe war über ihr liebenswürdiges Antlitz ausgegossen. Ein lebhafter Traum schien ihren Busen mit ungewöhnlicher Heftigkeit sinken und

steigen zu lassen; Walter drückte einen leisen Kuſs auf ihren Rosenmund, und eilte zu seinem Freunde. —

Walter hatte den Coffeetisch unter eine bejahrte Linde auf einer Anhöhe stellen lassen, die den Anblick einer weiten und mahlerischen Landschaft gewährte. Hier war sein Lieblingsplätzchen, hier hatte er mit seiner Minna schon so viele frohe Stunden verlebt, aber hier war auch Natur und Kunst auf das glücklichste gepaart. Dichter Holunder umzog in einiger Entfernung den untern Stamm der Linde und bildete dadurch eine Laube, die durch ihren Schatten und ihre Düfte gleich angenehm erquickte. Vorne hinaus öfnete sich ein enges Thal, das in der Ferne sich immer mehr erweiterte, und einige umbüschte Dörfer und Güter in seinem Hintergrunde zeigte. Längs durch das Thal wand sich in mäandrischen Krümmungen ein Bach, der mit sanftem Geplätscher von dem hintern Hügel hinabfloſs, und

dann

dann immer leiser und leiser lispelnd die fette und grasreiche Wiese durchschlich. Am Ende des Thales ergofs er sich in einen Flufs, der quer diese Scene vorüberflofs. Die vielen Kähne und Böte, die er auf seinem Rücken dahintrug, die grofse und sehr besuchte Chaussee, die längs seinem gegenüberliegenden Ufer hinlief, theilten dieser Scene eine Lebhaftigkeit mit, die so angenehm gegen die todtenähnliche Einsamkeit des Thales abstach, als sie wegen der schon beträchtlichen Entfernung ihr imponirendes und zerstreuendes Geräusch verlohren hatte. Diese ganze Gegend war der Spiegel eines Weisen, der in gleichem Abstande von gänzlicher Abgeschiedenheit und dem Geräusche der grofsen Welt entfernt bleibt.

Hier safsen die beyden Freunde noch eine Stunde zusammen, und hingen mit ganzer Seele an der schönen Natur und der Erinnerung verflofsner Zeiten. Dann endlich gemahnten den Hofrath seine Ge-

schäfte, sich den Armen der Freundschaft zu entreissen. Walter geleitete ihn in den Hof, und bald rollte sein Wagen durch das Hofthor auf die Strafse hinaus.

Es war noch sehr früh. Minna schlief noch, und wie konnte Walter sie stöhren wollen, so gern er auch an ihrer Seite den schönen Morgen genossen hätte! Sie war ja unpäfslich, und das schien allein für einen liebenden Ehemann Ursache genug, ihr auch nicht einen Augenblick ihrer Ruhe zu rauben. Er gieng also an die vorige Stelle hin, nachdem èr aus der Studirstube sich eine Arbeit geholt hatte, die er hier vollenden wollte.

Unterdessen war es 7 Uhr geworden, und Minna noch nicht bey ihm. Jetzt mufste er zu ihr hin, denn ihr konnte doch etwas zugestossen seyn. Auf den Flügeln der Liebe eilte er in ihr Schlafgemach, trat hinein, und — fand sie nicht. Ihr Bette war leer, und sie mufste schon auf-

gestanden seyn. Vielleicht ist sie in der anstofsenden Kammer, dachte er, ich will sie überraschen. Er öfnete diese allein auch hier war sie nicht. Er rief die Magd: wo ist deine Frau? fragte er. Diese starrte ihn und das Bett wechselseitig an, endlich sagte sie, sie hätte geglaubt, dafs die Frau noch schliefe. Itzt ward ihm die Sache bedenklich. Es wurden ernstlichere Hausuchungen angestellt, und nirgends fand Minna sich. Keiner der Hausgenossen wollte sie gesehen, und keiner von ihr etwas gehöret haben.

Possen! sagte endlich Walter zu sich, warum auch so ängstlich den Handlungen einer Frau nachspüren, die immer frey handeln mufs, und immer klug handeln wird? *) Zwar so handelte sie nie, aber sie kann ja

*) *Das wird er doch wohl blos von seiner Frau verstanden haben, denn wehe! wenn dies allgemeiner Ehestandscanon, und Ehestandsglaube seyn sollte.*
Anm. des Setzers.

demohngeachtet ihre guten Ursachen haben, und bereitet mir vielleicht irgendwo eine Freude, mit der sie mich heimlich überraschen will.

Dieses Philosophem übertäubte seine Unruhe, jedoch nur auf einige Stunden. Gegen Mittag kam die Magd und fragte, was er essen würde, denn die Frau hätte nichts ausgegeben. —

Itzt wachte seine Unruhe von Neuem und stärker auf, Es könnte doch seyn, flüsterte der Argwohn ihm zu, dafs sie mir entwichen wäre! Zwar warum? das war ihm unmöglich zu enträthseln. Schuldloser war wohl nie eine Frau, inniger hatte wohl keine an ihrem Manne gehangen, als diese. Warum also entweichen, und zu wem? — Aber sie kann verführt seyn? Sie kann! aber dann müfste das ganz erfahrungslose, mit allen Intriken der Welt unbekannte Geschöpf sich längst verrathen haben, und das ist nicht der Fall. Oder sollte sie an irgend einem Orte sich das Leben genom-

men haben! Ein so harmloses, mit der ganzen Welt zufriednes, durchaus keinem Kummer unterworfenes, und noch so junges Weib? Nimmermehr! — Ich will abwarten, sprach Walter zu sich, das Räthsel wird sich gewifs bald, und wird sich zu meiner Zufriedenheit lösen.

Aber es löste sich nicht. Der Tag verstrich, in Osten dämmerte es schon merklich, auf den Wiesen schwamm schon ein weisses Meer von Nebel, und die Arbeiter des benachbarten Dorfes kehrten in ihre friedliche Hütten ein. Minna war nirgends zu blicken. Walter safs am eröfneten Fenster des Schlafzimmers, und schaute starr und ernst in die Ferne. Endlich ward der wohlthätige Schlaf Meister über ihn, und er ging zu Bette in der süfsen Hofnung, dafs er sich in seiner guten Meinung von Minna nicht werde getäuscht haben. —

Kaum durchzitterte der erste Lichtstrahl des jungen Morgens sein Schlafgemach, als er wieder aufstand, um von neuem

sich über die Abwesenheit seiner Frau zu quälen, denn sie war noch nicht da. Nach gerade nistete bey ihm der Gedanke sich ein, dafs sie trotz aller seiner bessern Ueberzeugung doch entwichen seyn müsse. Wer, sprach er, kann das Weiberherz ergründen? Ich würde noch an allem zweifeln, wenn ich nicht wüfste, dafs ich nicht der erste Mann bin, der unter der Larve der Unschuld und Truglosigkeit von einem Weibe hintergangen ist. Hat sie mich wirklich verlassen, nun dann so war sie es werth, dafs sie mich verliefs, und ich darf mir ja Glück wünschen, und nicht klagen.

So sehr, wie wir aus der Folge sehen werden, Walter mit diesem Grundsatze sich zu beruhigen, und das Andenken an Minna in seinem Herzen zu schwächen im Stande war, so gewifs enthielten diese Worte itzt doch noch mehr, als sein Herz fühlte. Wie hätte er auch so bald alle Empfindungen gegen ein herzlich geliebtes

Weib unterdrücken können! Einen Beweis wie wenig er seinen Grundsätzen treu blieb, legte er dadurch ab, dafs er noch einmal die strengste Haussuchung that, weil er irgendwo eine Nachricht zu entdecken hoffte, die ihm über die treuen und redlichen Gesinnungen seiner Frau einigen Aufschlufs geben könnte. Leider aber ergab sich das Gegentheil. Als er ihre Schränke öffnete, fand er, dafs der gröste Theil ihrer Wäsche, und Kleider fehlte, auch sogar ihre Sparbüchse war leer. Was brauchte er weiter Zeugnisses, um zu wissen, dafs seine Frau ihn gänzlich verlassen hatte.

Itzt erst, nach erlangter Gewifsheit, ging seine bisherige Unruhe in einen wüthenden Schmerz über; aber nach einigen Stunden siegte seine kalte Vernunft. War mein Weib, sprach er zu sich, im Stande mich zu verlassen, so hat sie mich nie geliebt, und alle ihre Liebkosungen waren das Produkt der tiefsten und schlimmsten

Heucheley. Mit einer Heuchlerin aber hätte ich nicht glücklich leben können. Es ist noch gut, dafs sie mich verlassen, und sich die Beschämung erspart hat, in Kurzem entlarvt zu werden.

Walter arbeitete mit der Standhaftigkeit eines Mannes, der schon durch mehrere Prüfungen bewährt erfunden ward, daran, diesen Grundsatz sich immer fester einzuprägen, und alle wiederaufkeimenden Empfindungen der Liebe gegen seine böslíche Verlasserin zu unterdrücken. Er faſste itzt folgende Entschlütse, und beharrte standhaft in ihrer Ausführung. Er beschloſs nehmlich, um seine Frau sich gar nicht weiter zu bekümmern, daher er es auch nicht einmahl der Mühe werth hielt, mit seiner Schwiegermutter Rücksprache über diesen Vorfall zu nehmen. Er schrieb ihr blos ein Billet lakonischen Styles: „Ihre Tochter hat mich heimlich verlassen, es hört daher von nun an alle gegenseitige Verbindung zwischen uns auf. Leben sie recht wohl!“

Dann beschlofs er, sich aller menschlichen Gesellschaft von nun an zu entziehen, in so fern er nehmlich von derselben Vergnügen und Unterhaltung hätte erwarten können; sich ihr aber nicht zu entziehen, insofern er itzt noch um desto eifriger für sie arbeiten wollte, damit er wenigstens in ein Land besserer Beglückung die Ueberzeugung mitnehmen dürfte, dafs er nicht Schuld hatte, wenn er hienieden nicht glücklich war. Für diese wahrhaft edle Gesinnung belohnte ihn auch die nach und nach wiederkehrende völlige Ruhe seines Herzens.

Aber anfangs ward ihm die Ausführung seiner Beschlüsse, wie natürlich, ausserordentlich schwer. Acht Tage lang hatte er mit sich gerungen, und war doch kaum über die Anfangsgründe seiner neuen Handlungsart hinaus gekommen. Um so lieber, wenn gleich ganz ungeahndet, war es ihm, als eines Morgens plötzlich der Fürst in sein Zimmer trat, und ihn ersuchte eine

mühsame Arbeit zu unternehmen, die dieser, wie er vorgab, keinem andern in seinem Lande besser anvertrauen konnte, als ihm. Es war das Geschäft, einen grossen Stofs Akten in Ordnung zu bringen, zu registriren, Auszüge daraus zu machen, und auf dieselben gewisse Beweise zu gründen, die in einem höchst wichtigen Prozesse dem Reichskammergericht vorgelegt werden sollten. Diese Arbeit erforderte wirklich nicht blos einen eisernen Fleis, sondern auch einen Mann, der in aller Art Kenntnissen, die das teutsche Reich, dessen Geschichte und Verfassung betrafen, so gewiegt war, wie Walter.

An der Seite seiner Minna hätten diesem alle Schätze der Welt, alle angebothne Ehre und Belohnung zu dieser Arbeit nicht mehr vermögen können; aber itzt konnte es der männlich gefafste Entschluss, sich durch Arbeiten des Andenkens an sein treuloses Weib zu entschlagen, und den Menschen durch seine Kräfte nützlich zu

werden. Er nahm das Anerbieten des Fürsten daher so unverweigerlich an, als er dessen Versprechen von gebührender Belohnung, zwar bescheiden, aber dennoch sehr weit wegwarf.

Er schlofs sich in seine einsame Studirstube ein, und arbeitete unabläfsig, so dafs in 14 Tagen das Riesenwerk zu Stande gebracht war. Er fuhr nach der Residenz, überreichte seinen Extrakt dem Fürsten, und hatte die Freude, dafs dieser, in solchen Geschäften selbst sehr erfahrne Mann darüber ein Vergnügen äusserte, das unwiderlegbar von dem entschiedenen Werthe der Arbeit zeugte. Der Fürst wollte ihn belohnen. Walter lehnte alles von sich ab. Ich kann Ihnen noch weiter nützlich werden, sprach er, und bedarf der Belohnung itzt noch nicht. Wenn ich jenes in einem noch grössern Maafse werde geworden seyn, und diese dann einst nöthig haben sollte, so will ich mich selbst darum melden. Der Fürst lächelte und entliefs ihn gnädig.

Diese Beschäftigung hatte den besten Einfluſs auf die Ruhe unsers Walters erzeugt. Sie hatte ihm wenig Zeit gelassen an seine Minna zu denken, und überdies in ihm noch die Begierde hervorgebracht, sich forthin einem recht thätigen und beschäftigten Leben zu widmen. Minna war, wenn auch nicht verachtet und vergessen, so doch nicht mehr der Gegenstand seiner heissesten Wünsche. Er stellte sie mit Ina in eine Klasse, freute sich zu der Ueberzeugung gelangt zu seyn, daſs Weiberliebe zwar ein sehr reizendes Traumbild, aber auch nichts weiter als Traumbild sey, und erlaubte Minna'n es sehr gern da sich aufzuhalten, wo sie doch lieber seyn muſste, als bey ihm.

Es waren itzt gerade 4 Wochen, daſs Minna von ihm sich auf eine so sonderbare Weise geschieden hatte, als Abends Hofrath Droost auf seinem Rückwege von der Reise in das Hofthor einfuhr. Walter

empfing ihn mit aller Herzlichkeit eines aufrichtigen Freundes, und erzählte ihm bald die Begebenheit, die seit ihrer letzten Zusammenkunft sich zugetragen hatte. Droost wufste diese traurigen Ereignisse schon aus Briefen, und suchte nun alles hervor, um Waltern völlig zu beruhigen, und ihn in dem Entschlusse, den dieser gefafst hatte, zu bestärken. Der Hofrath müfste auch weniger von Walter geachtet gewesen seyn, und weniger Erfahrung und Ueberredungsgabe besessen haben, als es wirklich der Fall war, wenn es ihm nicht hätte gelingen sollen. Aber seine ungemeine Gabe, jedem unangenehmen Ereignisse einen heitern und lachenden Anstrich zu geben; seine interessante Art zu erzählen, und der eben so interessante Stoff den er wählte, brachten sehr bald die Mienen unbefangener Fröhlichkeit auf Walters Gesichte hervor.

Beyde hatten sich in Walters Studirstube retirirt, weil im Freien ein herbstli-

eher Sturm wüthete. Hier erlebten sie wiederum einen glücklichen Abend, und trennten sich erst spät in der Nacht.

Am Morgen hatte der Sturm sich gelegt, der Himmel war heiter und die Luft ausserordentlich rein. Walter holte den Hofrath Droost beym Sonnenaufgange ab: Komm! sprach er, der Morgen ist so schön, dafs wir ihn noch im Garten geniefsen können. Auch im Herbste hat die Natur für den Gefühlvollen unaussprechliche Reize. —

Sie gingen. Das Frühstück war im Gartenhause angerichtet, aber Walter und Droost wandelten die lange Ebene einer Terrasse auf und nieder. Von hieraus dominirten sie eine weite Aussicht, und ihre Bewegung schützte sie gegen die schon ziemlich empfindliche Kälte. Walter declamirte über die Schönheit des herbstlichen Morgens. Er ergrif mit Wärme die Hand des Hofraths: Sieh! sprach er, wie alles um uns her schon öde und leer wird.

Die Zierde der Bäume liegt itzt verwelkt und zusammengetroknet an Zäune und Gebüsche hingeweht. Keine lebhafte Blume mehr, kein reges Gesumme von Insekten, oder ein Gesang von Vögeln. Allenthalben das Bild des Todes und seiner furchtbaren Stille. Und doch, giebt dieser heitere Sonnenblick, der über das Grab der Natur hinleuchtet, nicht Hoffnung, dafs sie einst froher erwachen wird. Hier stockte er, sein Blick ward trübe, und auf seiner ernsten Stirne schien die Frage zu ruhen: warum darf ich diesen Morgen nicht mit Minna geniefsen? —

Hofrath Droost hatte diesen Gedanken seiner Seele abgelauscht, und doch schien er, wie von ungefähr, das Gespräch auf Minna zu bringen. Er erinnerte sich ihrer mit Rührung, er stellte sie, als wenn er sie zu mahlen aufgefordert wäre, nach allen ihren guten Seiten im vortheilhaftesten Lichte auf, und schlofs endlich mit der Bemerkung, die er mit einer seltsamen In-

nigkeit vortrug, dafs Walter an ihr uns aussprechlich viel verlohren habe. Itzt aber ward er erst gewahr, dafs dieser herzlich weinte. Er erschrack. Wie konnt ich doch, sprach er, so ein Thor seyn, eine Wunde bey ihm aufzureifsen, die schon verharscht war. Lafs Minna fahren! — Wir wollen sie in den Zeitungen rufen lassen, und wenn sie dann sich nicht meldet, so heyrathe ich dir ein anderes Weib, das endlich einmahl deiner werth seyn, und das Glück deines Lebens ausmachen soll. —

Walter hatte die letzten Worte gar nicht gehört, denn er stand in melancholisches Hinbrüten versenkt. Der Hofrath rifs ihn endlich heraus, indem er ihn beym Arme griff und zu ihm sagte: „Lieber! itzt mufs ich fort, der Fürst wird schon wach seyn, und meiner warten. Lafs mir aber doch vorher ein Glafs Liqueur geben, denn ich weifs, dafs du ihn vorzüglich gut hast, und mein Blut bedarf gegen die Witterung dieses Schutzes. "

Walter machte bey dieser Bitte eine ernste Miene, aber doch ging er. Sie veranlafste ihm nehmlich eine unangenehme Empfindung, weil er, um diesen Liqueur zu holen, durch das ehemalige Schlafzimmer seiner Frau gehen mufste, in dem er nun seit beynahe vier Wochen nicht mehr gewesen war. Still und ernst, von tausend Empfindungen bestürmt stieg er die Treppe hinan.

Er öffnete das Zimmer, sein erster Blick fiel auf das Bett seiner Frau, und — sie lag drinnen, lag in der nehmlichen Stellung, wie er sie vor 4 Wochen verlassen hatte, der rechte Arm unter dem Kopfe, das Angesicht von Liebe und Sehnsucht geröthet, mit der lächelnden Miene der Unbefangenheit, und dem Gepräge heiliger Unschuld. Walter blieb wie angezaubert, im höchsten Erstaunen, die Thür in der Hand, stehen, und hatte seine Augen unverrückt auf das Bett gewendet. Itzt erwachte sie, und auch ihr erster Blick fiel auf ihren

Mann. Sie lächelte ihn mit allem Zauber ehemaliger Liebe an, und streckte im Ausbruche hoher und inniger Empfindung ihre Arme nach ihm aus. Weg waren alle heroischen Entschlüsse, Walter sank in ihre Arme.

In dem Augenblicke trat Hofrath Droost hinein, und segnete ihren erneueten Bund.

Man erläfst mir unstreitig die Entwickelung so darzustellen, wie die Erzählung davon unter den wiedervereinigten und versöhnten Eheleuten gegeben wurde. Tausend Fragen, Beantwortungen, Wiederholungen, Betheurungen und Beweise, so wie auch Küsse und Umarmungen, unterbrachen den Fortgang der Erzählung, vielleicht angenehm für den Zuschauer, aber bey weitem minder für den Leser. Ich gebe also diesen Aufschlufs hier im Zusammenhange.

Der Fürst des Landes war ein vortrefflicher Mann, gerade so wie ein Fürst es seyn mufs, wenn er sein Land glücklich machen will. Er war gerecht und lebte

sparsam, arbeitete vieles selbst, und nahm wenigstens von allem was vorging, Notiz. Freylich war sein Land auch gerade nur so grofs, um von einem Manne ganz im Detail übersehen werden zu können. Dabey studirte er fleifsig Bücher und Menschen, und suchte jede nützliche Erfindung, jede gute Einrichtung im Lande einzuführen und nachzuahmen. Die Folge war blühender Wohlstand bey allen Zweigen seiner Unterthanen, eine ganz schuldenfreye Schatzkammer, mit jährlichem beträchtlichen Ueberschufs, und durchgängige Zufriedenheit eines jeden Einzelnen mit seinem Fürsten.

Er war froher Laune, und durfte es ja auch bey der Ueberzeugung, so allgemein geliebt zu werden, seyn. Jedoch zuweilen übertrieb er die Ausbrüche derselben etwas, und war auch nicht gemeint dieselben zurückzuhalten, oder ihnen Einhalt zu thun, wenn er nur das Bewufstseyn haben durfte, niemanden dadurch unglücklich zu machen. Ob aber ein Spas, den er sich erlaubte,

irgend jemanden etwas ängstigte; erschreckte, oder doch auf eine Zeitlang in Verlegenheit setzte, das war für ihn nicht Grund genug sich denselben zu versagen. Lieber wollte er zugefügte Schmerzen mit reichlichem Balsam lindern, als sie überhaupt nicht machen. Es war dies einmahl seine schwache Seite, die Referent zwar nicht vor dem Richterstuhle der Moralität ganz zu rechtfertigen wagt, zu deren Entschuldigung er aber den Erfahrungsgrund beybringen kann, dafs keine Seele im ganzen Fürstenthume je durch sie unglücklich, und trotz der mancherley Anekdoten, die in dieser Rücksicht vom Fürsten bekannt waren, dennoch die Liebe gegen ihn nicht im geringsten vermindert wurde.

Die Begebenheit mit Walters Gemahlinn war theils eine Folge solcher Laune, theils wurde sie auch durch wichtigere Umstände bewirkt. Der Fürst führte einen Prozefs vor dem Reichskammergerichte, wegen einer kleinen Herrschaft, deren erb-

licher Besitz ihm streitig gemacht wurde. Die Akten lagen schon auf den Spruch, und laut Briefen erfuhr der Fürst, dafs nach den bis itzt vorhandenen Beweisen und Gegenbeweisen, der Prozefs für ihn allerdings nicht vortheilhaft ausfallen könne, sondern ihm der Besitz abgesprochen werden müfste. Schon entschlossen die Sache gehen zu lassen wie sie ging, erhält er von seinem geheimen Archivarius eine Menge Documente und Aktenstücke diese Herrschaft betreffend, auf die der Archivar beym strengen Durchsuche der Registraturen gestofsen war. Sie schrieben sich aus ältern Zeiten her, in welchen ein Fürst dieses Landes jene Herrschaft bey obwaltender Minderjährigkeit regierte. Sie enthielten freylich Aufschlufs über die streitigen Punkte, allein forderten auch zu ihrer richtigen Bearbeitung viele Kenntnisse und Anstrengung, und boten ein Geschäfte dar, dem unter den fürstlichen Bedienten sich niemand unterziehen konnte und mogte. Die Akten auswärts zu

schicken, war ein gleich mislicher und bey der itzt so nöthigen Eile verzögernder Umstand.

Als man nun über diesen Umstand im fürstlichen Rathe deliberirte, erwähnte jemand des reichen Walters, als einer Person, die zu dieser Arbeit am tauglichsten wäre. Der Fürst kannte ihn schon aus Erzählungen, und äufserte nun das Verlangen die Arbeit ihm aufgetragen zu sehn. Man erwiederte aber, dafs dieser wohl unter keiner Bedingung dazu sich verstehen würde; er habe eine Abneigung gegen alle fürstlichen Dienste, sey in seine eingezogne philosophische Lebensweise verliebt, überdies ohnlängst verheyrathet, und lebe nur ganz für seine Frau, und deren Freuden.

„So müssen wir seine Frau ihm capern!" fiel der Fürst seinem Rathe schnell ins Wort, „vielleicht wird er dann geschmeidiger."

Alles schwieg, und der Fürst schien in diese Idee sich wohlgefällig zu verliehren. Endlich nahm Hofrath Droost das Wort: „Ich bin sein Freund im eigentlichsten Verstande des Worts, und würde mich also am wenigsten verstehn, ihn zu verrathen. Aber da ich doch wünschte, dafs Ew.

Durchlaucht zu ihrem Zwecke kämen, und ich Walter ganz genau kenne, um es zu wissen, welchen Effekt eine plötzliche Verschwindung seiner Frau bey ihm hervorbringen könne: so glaube ich dem gethanen Vorschlag beystimmen zu müssen. Es kommt alles darauf an, seine Frau so unterzubringen, dafs ihre Ehre dabey im geringsten nicht leide, und ihre Unschuld in der Folge auch nicht dem leisesten Verdacht ausgesetzt seyn könne."

„Dafür will ich sorgen!" sprach der Fürst, „wir bringen sie in die Solitüde zu meiner Gemahlinn, um deren Person sie die ganze Zeit über bleiben soll. Ich werde alle männlichen Bedienten entfernen, und selbst die Solitüde in der Zeit nicht besuchen."

Die übrigen Veranstaltungen wurden dem Hofrath Droost überlassen, der Mutter und Tochter leicht zu diesem Schritte bewegte, da es der Wille des Fürsten, und nichts dabey zu besorgen war. Dafs Wilhelmine übrigens unbemerkt wegkommen konnte, ist nichts besonders, wenn man auf die Fortschritte Rücksicht nimmt, welcheheutiges Tages unsre Frauenzimmer in der Kunst, das männliche Geschlecht zu täuschen, gemacht haben.

Gerade so weit war auch das Ehepaar in seiner Erklärung gekommen, als der Fürst in das Zimmer trat, und nun der Wahrheit des Erzählten das Siegel der Vollendung aufdrückte. Zur Vergütung des gehabten Kummers, und zur Belohnung der übernommenen Arbeit, die in der Folge wirklich den Prozefs gewinnen machte, schenkte er den Wiedervereinigten seine Solitüde, und nahm dagegen das an Werth freylich weit geringere Guth des reichen Walters in Beschlag. Anfangs weigerte sich dieser zwar von der Güte seines Fürsten einen Gebrauch zu machen, aber endlich nahm er dies Geschenk mit desto grösserem Vergnügen an, je sehnlicher er von jeher gewünscht hatte, diese Solitüde zu besitzen.

Von dieser Zeit an genofs Walter, im Hafen des Glücks und der Ruhe gelandet, eine Zufriedenheit, die durch keinen unangenehmen Vorfall mehr gestört wurde.

Breslau,

gedruckt mit W. G. Kornschen Schriften.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

(18)

c. f.

500,-
Juli 85

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gerber, August Samuel,

Novellen

Breslau ; Leipzig 1795

P.o.germ. 443 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108621-1
VD18 15343855